

zärt-  
Bei-  
Sein  
Buben:

r me-  
wann,

feiern  
Der  
a alle  
g be-  
auch  
Gast  
alle  
kten-  
eitere  
dem  
ntsch  
tita-  
welche  
noch  
ind?  
t die  
Ende

von  
der  
Dich-  
die  
ihre  
t zu  
schen.  
ffen.  
esen,  
dem  
chen  
band  
erie.

men  
ner  
be-  
gens  
skal  
theit  
aber  
wer-  
fide  
Dif-  
iner  
im  
Un-  
ein,  
zu  
ang  
seit  
und



**Nr. 31.**      Erscheint Sonnabends      **Berlin, den 3. Mai.**      Abonnementspreis      **1890.**  
 und ist in der Post-Betragungspreliste      bei der Post oder im Buchhandel      vierteljährlich 3 Mark.

**Inhalt:** Hexenfang. Lustspiel in einem Akt von Hans Hopfen. — Aus der russischen Rechtsgechichte. Ein Beitrag zur Geschichte der Kodifikation. Von Amtsrichter Eugen Schiffer. — Ein Zukunftstraum. Von Paul Michaelis (Schluß). — Aphorismen. — Die Methoden der Kraftübertragung und ihr Wert für die Volkswirtschaft. Von Franz Wendt. — Der Tod des Kindes. Eine Skizze aus Rumänien. Von Leo Silberstein. — Zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung in der neuesten Litteratur. Von Dr. Richard Voegy. — „Reinlein Zalle.“ Von F. W. — Kleine Kritik.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.  
Alle Rechte vorbehalten.

## Hexenfang.

Lustspiel in einem Akt von Hans Hopfen.

### Personen:

- Albertus, ein weiser Meister.
- Kobus, sein Kamulus.
- Marie, ein Bürgermädchen.
- Theresia.
- Rebekka.
- Die Stimme von Mariens Mutter.
- Volk.

Eine deutsche Stadt im Mittelalter.

Bücherei und Laboratorium des Albertus mit Folianten, Atlanten, Quadranten u. dergl. Links in abgestumpfter Ecke ein niedriger (italienischer) Steinherd, darauf Instrumente, Gläser, Retorten, daneben auch Küchengerät, Kessel, Bratpfiz u. dergl.; darüber ein breiter Kamin, in dessen Schlot zu Anfang des Stückes eine Leiter eingestellt ist. Links im Vordergrund ein Tisch mit gelehrtem Hausrat belastet. Dem Herde gegenüber in der zweiten Coullisse rechts eine Thür ins Freie, rechts in der ersten Coullisse ein Fenster, daneben im Vordergrund ein Stehpult mit Büchern u. dergl. Getrocknete Blumensträuße an der Wand.

### 1. Scene.

Albertus in Mitte der Bühne. Kobus auf der Leiter im Kamin, anfangs nur zur Hälfte sichtbar.

Albertus. Ich hab's erfunden und ich hab's vollbracht!  
 Noch heut soll sich das Wunderwerk erproben,  
 Das ich in mancher langen Winternacht  
 Mit aller Qual des Geistes ausgedacht!

Kobus (von oben). Herr Doktor, ich bin fertig nun hier oben.

Albertus (noch immer in Gedanken verloren). Ich wollte nur,  
 es wär' schon Nacht!

Kobus (herabsteigend mit Werkzeug, Richtmaß, Hammer, Silberdrähten, Zange u. dergl.). Die Balken steh'n, die Drähte laufen lang,  
 Die Silberchlingen sind im richtigen Gang,

Nun brauch't's nur guten Wind und etwas Mond-  
 gestimmer,  
 Dann funktioniert Dein neuester Hexenfang  
 Und liefert Dir die schönsten Frauenzimmer,  
 Zu Teufels Liebchen auserlesen,  
 Die nach dem Broden reiten auf dem Besen (tritt vom  
 Herde herab und stellt die Leiter beiseite).  
 Vorausgesetzt, daß Du Dich nicht geirrt,  
 Daß die Berechnung stimmt, und daß der Zug  
 Der Weibchen höher nicht vorüberschwirrt,  
 Als eine Deiner Schlingen schweben wird.

Albertus. Die Hexe nimmt nicht allzu hohen Flug  
 Und blinde Gier nur giebt der Fahrt Geheß.  
 Den Silberfaden, der im Mondschein blinkt,  
 Hält sie für Spinnewebe, das ihr winkt.  
 So reitet sie sich sicher in mein Netz.

Kobus. Wie Du Dir alles das nur ausgeklügelt!  
 Fürwahr, Dein Geist ist wunderbar beflügelt,  
 Und ohne Beispiel Deine Wissenschaft!  
 Was alles hast Du nicht erfunden!  
 Doch mit der höhern Geisteskraft  
 Gab Gott Dir auch den ungesunden  
 Trieb nach Genuß, den Willen ungezügelt,  
 Jedwede Frucht auf Erden auszuschrotten,  
 Gleichviel, ob sie erlaubt sei, ob verboten.

Albertus. Und woher weißt Du, was verboten ist?

Kobus. Mir sagt's das Herz, Herr, und ich bin ein Christ.

Albertus. Dein Herz ist feig, und Christen sind wir alle!  
 Und ich der bess're wohl in diesem Falle.  
 Die Kraft zu denken und die Macht zu wollen,  
 Glaubst Du, daß Gott sie mir gegeben hätte,  
 Wenn ich sie nimmer hätte mißen sollen?  
 Der Sieche wünte sich im Bette;  
 Wer Beine hat, den treibt's auf Wanderschaft,  
 Wer Flügel hat, der freut sich ihrer Kraft  
 Und bleibt nicht angsterfüllt am Staube kleben,  
 Sonst waren sie ihm besser nie gegeben.

Kobus. Schon gut! Nur fragt sich's, wohin geht die Reise.

Albertus. Ins Unerhörte denn!

Kobus. Und heißt das weise,  
 heißt's klug sein, mit des Teufels Rajen  
 Zu schauerlicher Nacht herumzurufen?

Was brauchst Du Reize so verfluchter Arten?  
Giebt's nicht im deutschen Mädchengarten  
Genug der lieblichsten Gewächse!

Albertus. Mein Trachten steht nun einmal nach der Hexe,  
Nach jenem schauerlich süßen Ding  
Voll Lustbegier und Teufelei,  
Dem irdische Liebe zu gering.  
Glaub' mir, den freut's, der solch ein Liebesen sing ...  
Ich hoffe mindestens auf ihrer zwei!

Kobus. Grundgütiger Schöpfer, steh' mir bei!

Albertus. Ich bin nun einmal, wie ich bin,  
Und kann nicht anders, als ich muß.  
Mich brennt der Durst nach höherem Genuß,  
Als der bisher erquickte Herz und Sinn.  
Will schwelgen in der Wollust Übersuß,  
Will wissen, wie ein Hexlein sich ergiebt,  
Und wissen will ich, wie der Satan liebt.

Kobus. Mit solch unheiligem Volk zur Hölle schleifen,  
Das kann ich weder billigen noch begreifen.  
Du thust mir leid!

Albertus. Warum denn?

Kobus. Welche Frage!  
Sag' mir, mit wem Du umgehst, und ich sage  
Dir, wer Du bist. Und billig heißt der,  
Der sich mit Hexen abgiebt, Hexenmeister! ...  
Ich fürchte nun einmal die bösen Geister.  
Ich hab' wohl allherhand bei Dir gelernt  
Und hoff's zu brauchen zu der Menschheit Frommen.  
Doch gehst Du andre Wege, denn die Frommen,  
Bist Du es, der mich selbst von sich entfernt!  
Ich bliebe gern, doch wenn die Hexen kommen,  
Kann ich nicht bleiben.

Albertus. Nun, so geh!

Kobus. Du thust mir leid und thust mir weh!

Albertus. Warum?

Kobus. Dir ist das Scheiden leicht gemacht!

Albertus. Vergieb! Ich denk' nur an Walpurgisnacht.

Kobus. Denkst nur daran, dem Teufel Dich zu schenken,  
Da wird Dir's leicht, ein Menschenherz zu kränken!

Albertus (für sich). Wenn auch nur jegliche Berechnung  
stimmt

Und dann so 'n Paar gesunder Teufelinnen  
Den Flug just über meinen Rauchfang nimmt,  
Dann giebt's ein heitres Fest! (Versinkt über Büchern  
in Gedanken).

Kobus. Mich treibt's von himmen!

## 2. Scene.

Die Vorigen. Marie, traurig und schüchtern auftretend.

Marie. Kobus!

Kobus. Was giebt's?

Marie. Kann mich der Doktor hören?

Kobus. Ich rate Dir, ihn lieber nicht zu stören.  
Sein großer Geist kam eben in die Wochen.

Marie. Pfui, sprich nicht so!

Kobus. Es ist nun mal danach.

Marie. Wieso?

Kobus. Sieh selbst! Wie ein Nachtwandler auf  
dem Dach  
Steht er verzückt. Ruf' ihn, leicht ist der Bann ge-  
brochen;

Doch stürzt aus sieben Himmeln er zur Erde,  
Grüßt er Dich nicht mit freundlicher Geberde.  
Drum rat' ich, lieber nicht sich zu erfreuen.

Marie. Wie dem auch sei, ich muß, ich muß ihn sprechen.

Kobus. So sprich denn!

Marie. Meister! ... Lieber Meister mein! ...

Im Sterben liegt mein gutes Mütterlein ...

Albertus (wie oben an seinem Bulte). Wenn alles glückt,  
braucht's doch den Mondenschein ...

Falls der verjagt ... (seufzt und zuckt die Achseln).

Marie. Doktor! ... (zu Kobus) Was fehlt dem Herrn?  
Nicht eitel, weiß ich doch, er sah mich sonstern gern,  
Und thut doch heute, wie für mich erblindet.  
Wie kommt das, Kobus?

Kobus. Er erfindet!

Marie. Was heißt das?

Kobus. Seinem großen Geist entwindet  
Sich irgend etwas Neu's.

Marie. Wird das der Mutter nützen?

Kobus (lacht). Das glaub' ich kaum.

Marie. Du mußt nicht mit mir zanken;  
Ich hab' heut keinen anderen Gedanken.  
Hört' er mich nur!

Kobus. Mit stärkeren Geschützen,  
Als Deine Mädchenstimme hold und rein,  
Will dieser Grübler aufgerüttelt sein.  
(Zu Albertus.) O Herr, Dir, der soeben noch gewillt,  
Der Teufelei Dich haltlos zuzutreten,  
Schickt Gott sein aller schönstes Ebenbild,  
Dich gnädigst eines Bessern zu belehren.

Albertus. Was giebt's denn?

Kobus. Sei doch gut und grüße sie!

Albertus. Schaff mir die fort!

Kobus. Ei, Herr, es ist Marie,

Das holde Kind der Witwe vor dem Thor.

Albertus. Laß mich zufrieden mit der zahmen Dirne!

Kobus. Je nun, sie kam Dir sonst doch ganz erträglich vor.

Albertus. Niemals!

Kobus. O doch! Die königliche Stirne,  
Wie eine Krone drauf der dicke, goldne Zopf,  
Der kleine Fuß, das volle Nieder,  
Das Ebenmaß der schlanken Glieder  
Verdrehten Dir den hochgelahrten Kopf.  
Jetzt freilich steht Dein Sinn nach andrer Huld.

Marie (für sich). Ich sterbe fast vor Angst und Ungeduld.  
Er hilft gewiß! Kam' ich nur erst zu Worte!

Albertus (zu Kobus). Das ist so just die rechte Sorte,  
Mit scheuen Blicken übers Meßbuch weg  
Das Herz des blöden Jünglings zu berücken.  
Ein Muster scheint sie ihm in allen Stücken,  
Voll Inbrunst wähnt er sie, der arme Geiz,  
Voll Sehnsucht, die sie innerlich verzehren;  
Doch hat so 'n süßestes der süßen Dinger  
Erst seinen Zweck erreicht, den Ring am Finger,  
Wird sich sein bitterer Kern nach außen kehren.  
Wo er Entzücken träumt, umfängt ihn breit  
Die Langeweile der Alltäglichkeit.  
Und kommt erst gar ein liebes Kind zur Welt,  
Dann ist der Mann um Zärtlichkeit geprellt.  
Schön langsam rückt er auf den dritten Platz —  
Will sagen: auf den letzten. Wem's gefällt!  
Da lebt er denn so fort mit seinem Schatz,  
Der ihm verkühlten Herzens ab und an  
So 'n bißchen Wonne gönnt und, unterdes den Mann  
Die Liebe noch in siebenten Himmel schickt,  
Gelassen Apfel kaut und Strümpfe strickt ...  
Die Sorte kenn' ich und ich hab' sie satt.  
Und sie gerade hat's auf dem Gewissen,  
Wenn ich nunmehr um einen Schatz beflissen,  
Der nicht so zahm und nicht so glatt,  
Aber den Teufel im Leibe hat.

Kobus. Du sollst . . .  
 Albertus (ihm ins Wort fallend). Ich will von ihr nichts wissen!  
 Kobus. Du sollst ja nicht zur Kirche geh'n mit ihr.  
 Es handelt sich nur um ein Elixir  
 Für ihre franke Frau Mama!  
 Albertus. So? . . .  
 Marie. Schier wie eine Tote liegt sie da!  
 Albertus. Wer?  
 Marie. Meine Mutter!  
 Albertus. Ich erinnere mich  
 Des Falles. Folgt' ich Dir nicht eben  
 Vor Wochen an ihr Siechbett?  
 Marie. Sicherlich!  
 Du hast mir damals einen Trank gegeben,  
 Der rettete dem Mütterchen das Leben!  
 Albertus. Du meinst?  
 Marie. Ich bin's gewiß! Erbarme  
 Dich unser, gib zum andernmal den Saft!  
 Albertus (für sich). Was hat das Mädchen wunderhübsche Arme!  
 Kobus (geringschätzig die Flasche betrachtend, die Albertus herabzu-  
 langen sich anschickt). Der Schweinetrank, der dunkle,  
 laulich warme? . . .  
 Kind, Du hast eben keine Wissenschaft!  
 Marie. Den Glauben hab' ich! Und ich glaub' an ihn!  
 Kobus. Der Glaube bleibt die beste Medizin.  
 Marie. Und dieser Menschenglaube giebt mir Kraft,  
 Den Mann zu quälen, der nicht helfen will.  
 Er muß mir helfen!  
 Albertus. Schweige still!  
 Bring' Deiner Mutter diesen Trank  
 Und geh getröstet!  
 Marie. Tausend Dank!  
 Albertus. Schon gut! Und . . . (nicht unfreundlich) komm  
 so bald nicht wieder!  
 Marie. Warum denn nicht? Bin ich Dir so zuwider?  
 Albertus. Frag' nicht zu viel! Du könntest Dich verspäten.  
 Die Mutter hart . . .  
 Marie (falscher Abgang). Wenn ich schon dankesvoll  
 Dich, Ketter, nimmer wiedersehen soll,  
 Nicht wahr, ich darf doch für Dich beten?  
 Kobus. Soviel Du willst!  
 Albertus (für sich, wider Willen). Sie hat so treue Augen!  
 Kobus (zu Marie, die abgehen will). Zieh mir nochmal das  
 Tränklein aus der Tasche!  
 Marie (thut's zögernd). Warum?  
 Kobus (die Flasche in der Hand, zu Albertus). Herr, das ist  
 nicht die rechte Flasche!  
 Albertus. Es ist die rechte!  
 Kobus. Keine Spur! (Sie gegen's Licht haltend.)  
 Verzeih', hier ist ein Irrtum eingeschlichen.  
 Zieh selbst! das ist die köstliche Tinktur,  
 Die kürzlich Du erfandst, mit der bestrichen  
 Jedweder Schemel, Stock und Besenstiel  
 So lenkbar wird, daß aus gewollte Ziel  
 Er wie am Tage so bei finst'rer Nacht  
 Dich, kaum daß Du ihn richtest, hingebtracht.  
 Albertus (die Flasche betrachtend). Fürwahr!  
 Kobus. Die Alte war nicht schlecht betrogen.  
 Wenn sie mit diesem Saft benezt  
 In ihrem Bett sich aufgesetzt  
 Und dankbar Dein gedacht hätt', wär' sie aufgeflogen  
 Und durch des eignen Denkens Zug  
 Als bald in Deinem Schornstein angelangt . . .  
 Ein feines Schätzchen, was?

Albertus. Genug, genug!  
 Marie. Was habt Ihr beide denn? Mir bangt.  
 Willst Du den Heiltrank wieder mir entziehen?  
 Albertus (eine andere Flasche linker Hand vom Regal holend).  
 Mit nichten, Kind . . . Das ist er! . . . Nimm ihn hin!  
 Kobus (rasch einspringend, wie oben). Verzeih', geliebter Mei-  
 ster, aber heut,  
 Je mehr der Abend naht, so mehr wirst Du zerstreut.  
 Du hast zum andern Male Dich vergriffen.  
 Albertus. Ich?! (Nach der zweiten Flasche greifend.)  
 Marie. Nimmst schon wieder, was Du faum gebest!  
 Kobus. Die Salbe für das Sprachrohr hält der Tiegel,  
 Die macht, daß was Du drein hineingepfiffen,  
 Gesungen und gesprochen, nicht zerstreut  
 Im Wind wird, sondern treu, wie unter Brief und Siegel,  
 Drein haften bleibt, sich immer frisch erneut  
 Und selbst verschickt nach einem fremden Orte  
 Dich hören läßt in eigenem Ton und Worte.  
 Da hättest Du noch Schönres angerichtet!  
 Die Alte plappert so schon Tag und Nacht.  
 Erst hättest Du sie sicher ungebracht  
 Und nachher hätte sie aus Grabestiefe  
 Noch fortgeschwätzt, bis die Posaune riefte.  
 Albertus (für sich). Ach, ließen sie mich endlich doch allein!  
 (Eine dritte Flasche herablangend, zu Marie.) Nimm den!  
 Kobus. Der dürfte wohl der rechte sein.  
 Marie (freudestrahlend). Der rettet sie! Nicht wahr?  
 Albertus. Ich hoff's.  
 Marie. Hab' Dank!  
 Ich fühl's! Gewiß! Die Mutter wird gesund!  
 Mir ist so froh, als sei sie nicht mehr krank!  
 (Nachdenklich, halb zu Kobus.) Kann doch kein Mensch  
 auf weitem Erdenrund  
 Uns so im Innersten zu Dank verpflichten  
 Als wie der Arzt! Hilflose Menschen schauen  
 Zu ihm empor, fast wie mit Gottvertrauen!  
 (Zu Albertus.) O, wolle diesen Glauben nie vernichten,  
 Den willig Dir mein zaghaft Herze reicht.  
 Vertraun' ist schön und täuschen ist so leicht!  
 Albertus (am Herde zu Kobus). Geleite sie!  
 Marie (zu Kobus, der ihr das Geleite giebt).  
 Ist das ein großer Mann,  
 Der allen helfen will und helfen kann!  
 Kobus (halb zum Publikum). Wenn er nur just nicht an was  
 andres denkt!  
 Sonst besser, daß der Kranke sich erkentt.  
 Marie. Er denkt so viel! Er hat so viel erfunden!  
 Er wirkt zum Heil der Kranken und Gesunden!  
 Ist weltberühmt, von hohem Rang und Stand! . . .  
 Und hat doch auch ein Aug' für kleine Leute  
 Und hat mich einmal . . .  
 Kobus. Was?  
 Marie (die Augen niederschlagend). Recht hübsch genannt . . .  
 Du glaubst nicht, wie's von solchem Mann mich freute!  
 Kobus. O Kind, was einer Nützliches erfunden,  
 Was er an Ruhm und Ehren auch gewonnen  
 Und Herrliches geschaffen haben mag,  
 Das höchste Ziel von allem Thun und Treiben  
 Bleibt doch bis an den jüngsten Tag  
 Ein schönes Weib und sich mit ihm beweiden.  
 Drum fühle Dich! Was der auch kann und weiß,  
 Ein Kind, wie Du, ist höchsten Strebens Preis.  
 Marie (halblaut). Meinst Du? Hoffnung ist süß!  
 Kobus. Und leicht zu haben auch,  
 Noch billiger als die Brombeer'n an dem Strauch.  
 Marie (schämt sich). Um Gott, die Mutter! (Lauft ab.)

## 3. Scene.

Die Vorigen ohne Marie. Abenddämmerung.

Albertus. Ist sie endlich fort!  
 Robus (ihr nachsehend). Der arme Narr! (Zu Albertus.) Der ärmre bist Du dort!  
 Das Lieblichste, was nur die Erde trägt,  
 Schützt sich an seinem Herzen zu entfalten,  
 Und er . . . (Achselzuden).  
 Albertus. Schweig still! Die Abendglocke schlägt!  
 Robus. Es weicht der Tag!  
 Albertus (am Fenster). Die Frühlingsnebel ballten  
 Sich schleierhaft vor Sonnenuntergang;  
 Aus frischen Furchen steigt der Lerchen Sang,  
 Die daseinsfroh vor ihrem letzten Sinken  
 Der Sonne Strahlen jubelnd in sich trinken.  
 Sie wissen, morgen scheint sie abermal  
 Und schwelgen doch in ihrem letzten Strahl.  
 Sei mir gegrüßt in Flimmer und in Duft,  
 Du schönes Bild nie müder Lebenslust!  
 Robus (ängstlich in Mitte der Bühne). Ich sah' dies Bild mir  
 Lieber draußen an . . .  
 Albertus (sich vom Fenster abkehrend). Was soll ich mit dem  
 Naseweisen Knaben!  
 Robus (zurückweichend). Auch mein' ich, willst Du keinen  
 Zeugen haben  
 Bei dem, was Dir die Nacht bescheren kann.  
 Albertus. Der Starke wirkt am mächtigsten allein.  
 Robus (nach dem Rauchfang winkend). Doch läßt er gerne sich  
 Gesellschaft ein.  
 Nur taugt nicht jede jedem . . .  
 Albertus. Laß die Klauen!  
 Befrei' mich von dem Aublick des Banausen!  
 (Dunkel. Windstoß. Brausen und Klingeln im Schlot.)  
 Robus (ängstlich, hinten an der Wand). Recht gern! . . . Hörst  
 Du's? . . . Mich faßt ein Grausen.  
 Albertus. Du fürchtest Dich?  
 Robus. Mir schlottern alle Glieder.  
 Albertus. Gehab Dich wohl!  
 Robus. Ich seh' Dich schwerlich wieder!  
 Albertus. Willst Du nicht warten, bis Du etwas schaust?  
 Robus (nach der Thür trachtend). Vor meinen Augen tanzen  
 Tisch und Sessel . . .  
 Fort! . . . Während Dich Dein Höllenpuf umbraust,  
 Sted' ich den Kopf in einen Weihbrunnkessel! (Ab.)

## 4. Scene.

Albertus allein. Es wird immer finsterner und während der nächsten  
 Rede ganz Nacht.  
 Albertus. Hätt' ich Dir öfter nur den Kopf gewaschen,  
 Du schättest jezt den Meister nicht gering!  
 Allein für diesmal freut's mich, daß er ging.  
 Was braucht die faule Thorheit mitzumachen,  
 Wenn Weisheit sich die schwerste Beute fing!  
 Wo mir allein des Wissens Quellen fließen,  
 Ziemt's nicht auch mir allein, sie zu genießen!  
 Soll ich mit diesem, weil's mein Hausgenos,  
 Die Wonne teilen, die aus meiner Mühsal sproß,  
 Die Überwonne, die, auch wenn ich sie ihm gönnte  
 Der Tropf doch nimmerdar vertragen könnte!  
 (Es ist stockdunkel geworden, so daß man Albertus kaum mehr sieht.)  
 Die feierliche Stunde schlägt, die erste!  
 Für ihn die Nacht, die keines Menschen Freund,  
 Wo Irrlicht öftt und Mordgesindel streunt,  
 Für mich die Nacht des Tages schöne Hälfte!

(Er ergreift einen Faden, der in weiter Schlinge in seiner Hand zu leuchten beginnt.)

Drum her mit dir, geliebter Junger,  
 Der Lichter schafft, wo er die Wand berührt!  
 Höflich und festlich, wie es sich gebührt,  
 Empfangen wir das selbstgeschaffne Wunder.

(Er schwingt den Faden in leuchtendem Bogen über dem Haupte. Als bald entstehen in den Blumensträußen an der Wand und dem Kranz an der Decke, in den Augenhöhlen der Tiergerippe Lichter. Er sieht sich befriedigt um.)

So recht! Nun schaut das alte Haus  
 Trotz des gelehrten Krams recht freundlich aus . . .  
 Doch wer die Heze zwingt, bei ihm zu rasten,  
 Der zeige sich nicht geizig und gemein.  
 Sie fliegt nicht aus, zu darben und zu fasten,  
 Wein, königlich will sie bewirtet sein!  
 Drum, alte Diele, spalte dich und stred' dich! (Stampft  
 mit dem Fuße.)

Herauf, mein oft erprobtes Tischlein deck' dich!

(Auf sein nochmaliges Stampfen steigt eine kleine, süßig besetzte Tafel aus dem Boden auf; dahinter in der sich öffnenden Wand zeigt sich in laubenartiger Umrahmung ein kurzes Sofa.)

Nun wären wir zum zauberhaften Feste  
 Vollauf bereit . . . Es fehlen nur die Gäste . . .  
 Ob sie sich fangen werden? . . . Ja, sie werden!  
 Denn alles klappt vom Anfang bis zum Schluß.  
 Und dennoch fühl' ich armer Sohn der Erden,  
 Daß ich des Herzens Zoll bezahlen muß.  
 Und so befällt in letzter der Minuten  
 Mich Zweifel auf dem Gipfel meiner Kraft;  
 Denn unser kühnster Schluß ist nur Vermuten  
 Und alle Menschenweisheit lüdenhaft.

(Man hört leisen Windstoß, dann ein gläsernes Klingeln wie von Rotsharfen.)

Horch auf . . . Welch wunderliche Melodie . . .  
 Die Weiblein reiten! . . . Hui! da nahen sie!

(Stärkeres Klingeln. Dann leises Rascheln im Rauchfang. Albertus eilt an den Herd.)

Bewähr' dich jezo, den ich jahrelang  
 Mir ausgeklügelt, listiger Hezenfang,  
 Und hasche flugs in unsichtbaren Krallen  
 Mir die begehrenswerteste von allen!

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der russischen Rechtsgeschichte.

Ein Beitrag zur Geschichte der Kodifikationen.

Von

Amtsrichter Eugen Schiffer.

In unseren Tagen, da wir hoffenden Herzens der Entstehung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs für unser Vaterland entgegensehen, liegt es nahe, einen Blick auf frühere Versuche zu werfen, welche bei uns und bei anderen Völkern mit derartigen umfassenden Kodifikationen gemacht worden; und nicht am uninteressantesten dürfte die Geschichte eines Unternehmens sein, welches vor mehr als hundert Jahren die Anfertigung eines neuen, allgemeinen Gesetzbuchs für das heilige Rußland bezweckte.

Es war im Jahre 1767, als Katharina II., „Kaiserin und Gesetzgeberin von Rußland,“ aus allen Provinzen ihres weiten Reiches Abgeordnete nach Moskau berief, um den Entwurf zu einem neuen Gesetzbuch herzustellen. Dieser Kommission legte sie eine Instruktion — vom 30. Juli 1767 — vor, welche unsere lebhafteste Teilnahme verdient — vornehmlich als ein Belag für die unwiderstehliche Kraft, mit welcher die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufkommenden neuen Ideen Menschen und Staaten ergriffen.

Denn diese Instruktion ist ein ziemlich unverfälschtes Erzeugnis jener von Frankreich ausgehenden Aufklärung, welche

ihren Sieg auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Denkens feierte. Auf lauterer Liebe zur Natur und zu den Menschen beruhend, strebte sie begeistert den höchsten humanitären Zielen zu, ohne sich indes auf dem festen Boden der tatsächlichen Verhältnisse zu halten; von der Theorie der natürlichen Gleichheit der Menschen ausgehend, zog sie in ihren Anschauungen und Plänen ebensowenig die gegebenen zwingenden Unterschiede in der Gegenwart, wie die geschichtliche Entwicklung der Vergangenheit in Betracht, und glaubte an einen Standpunkt der reinen, allgemeinen Vernünftigkeit, von dem aus nicht nur theoretisch richtige Schlüsse gezogen, sondern auch praktisch brauchbare, allgemein gültige Satzungen erlassen werden könnten.

Wie sonderbar mutet es uns an, diesen unbändig freien Geist, der nicht bloß gegen die wirklichen Mißbräuche zu Felde zieht, sondern nur zu geneigt ist, überhaupt alles historisch Überkommene, bloß weil es sich von der Natur entfernt, über Bord zu werfen und mit der Ordnung des Staats und der Gesellschaft ganz von vorn anzufangen — diesen revolutionären Geist in Rußland seine Fahne entfalten zu sehen! In demselben Rußland, welches noch heute, hundertzwanzig Jahre später, als ein Bollwerk gilt gegen alles, was Freiheit und Fortschritt, Duldung und Menschlichkeit, wahre Bildung und Erleuchtung heißt! Und diese Fahne nicht in der blutigen Faust nihilistischer Verschwörer, sondern in der geweihten Hand der autokratischen Monarchin selbst flattern zu sehen!

Jene Instruktion, die uns ein so merkwürdiges Schauspiel gewährt, ist in gepalteten Kolonnen in russischer und deutscher Sprache gedruckt. In 525 Paragraphen, welche ihrerseits wieder in zwanzig Kapitel zusammengefaßt sind, behandelt sie in wirrem Durcheinander die verschiedensten Gebiete des Rechts und der Politik, der Gesellschaftslehre und der Volkswirtschaft, ohne indes zu irgend welcher Vollständigkeit zu gelangen. Form und Sprache sind durchaus lehrbuchmäßig, abstrakt; historische Beispiele von erstaunlicher Oberflächlichkeit nicht selten selbstgefällig eingeschleift. Fragen, welche noch heute als ungelöst Gegenstand erbitterten Streites sind, werden zahlreich berührt und fast durchweg im Sinne eines radikalen Fortschritts beantwortet; von einer Anknüpfung an den bestehenden Rechtszustand oder auch nur einem Hinweis auf denselben ist nirgends die Rede.

Nach einer kurzen religiösen Einleitung beginnt die Instruktion mit der bedeutsamen Darlegung, daß Rußland eine europäische Macht sei, für welche die autokratische Monarchie die einzig mögliche und nützliche Regierungsform bilde. Jenes wird aus der Geneigtheit bewiesen, mit welcher das russische Volk die von Peter dem Großen eingeführten europäischen Sitten und Gebräuche angenommen habe; dieses aus der „Weitläufigkeit“ des Reiches, in welchem „die Geschwindigkeit in der Entscheidung der Sachen, die aus fernem Orten einlaufen, die Langsamkeit erzeugen muß, die aus dieser weiten Entfernung entsteht;“ und aus der allgemeinen inneren Vorzüglichkeit unumschränkter Regierungen, deren „Augenmerk der Ruhm der Bürger, des Staats und des Beherrschers, deren Endzweck es ist, nicht die Menschen ihrer natürlichen Freiheit zu berauben, sondern ihre Handlungen zur Erhaltung der höchsten Glückseligkeit einzuleiten.“

Es folgen Ausführungen über die Sicherheit der Reichsverfassung, die Bedeutung des Senats und der Gerichte, den Zustand der Einwohner, insbesondere Freiheit und Gleichheit derselben, und über die Gesetze im allgemeinen. Sehr schön klingt es, zumal für Rußland, wenn verlangt wird, daß die Bürger „sämtlich einerlei Gesetzen unterworfen sind,“ die „den Reichen verwehren . . . die Würden und Ämter, die ihnen nur als obrigkeitlichen Personen anvertraut sind, zu ihrem eigenen Vorteile anzuwenden;“ recht merkwürdig hingegen sind folgende Behauptungen: „Die Gebräuche regieren die Chinesen.“ — „Die Gesetze martern die Japanesen.“ — „Die Sitten gaben ehemals der Ton zu Lacedämon.“ — „Staatsregeln und alte Sitten thaten ein Gleiches zu Rom.“ — „Die Red-

lichkeit der Spanier ist von jeher berühmt gewesen.“ — „Die Chinesen besitzen eine so unmäßige Begierde zum Gewinne, daß keine handelnde Nation ihnen trauen kann.“ — „Was durch Gesetze eingeführt worden, muß durch Gesetze, und was die Gebräuche in Schwang gebracht, durch Gebräuche verbessert werden. Es ist eine sehr schlechte Politik, die das durch Gesetze verändern will, was durch Gebräuche verändert werden muß.“

Die nächsten Kapitel beschäftigen sich im wesentlichen mit den Aufgaben der Gerichtsverfassung, des Strafrechts und des Strafprozesses und zwar in der Weise, daß einige allgemeine Grundsätze vorweg zusammengestellt sind und demnächst die wichtigsten Fragen noch einmal im einzelnen durchgesprochen werden. Hier finden sich der interessanten Gesichtspunkte genug.

Die Unabhängigkeit der Gerichte wird grundsätzlich anerkannt. Aber die Auslegung der Gesetze soll nicht dem Richter, sondern dem Gesetzgeber, dem Landesherrn, zustehen. „Nichts ist gefährlicher, als wenn insgemein gesagt wird: man muß auf den Sinn des Gesetzes sehen und nicht auf die Worte. Dieses bedeutet nichts anderes, als den Damm durchbrechen, der dem schnellen Laufe der menschlichen Meinungen entgegensteht.“ Die Folgen einer Freigebung der Gesetzesinterpretation, Willkür, Unsicherheit und Verschiedenheit der Wahrprüche, seien unvergleichlich schlimmer als die für den Gesetzgeber im entgegengeetzten Fall sich ergebende Notwendigkeit, „in Worten des Gesetzes, die einen doppelten Verstand leiden, kleine und nötige Veränderungen zu machen.“ Wenn aber „das Recht, das Gesetz zu erklären, ein Ubel ist, so ist es nicht minder ein Ubel, wenn die Gesetze so undeutlich sind, daß sie einer Erklärung bedürfen. Noch schlimmer ist es, wenn sie in einer dem Volke unbekanntem Sprache geschrieben sind, oder wenn unbekannte Ausdrücke darin angetroffen werden. Die Gesetze müssen in der gemeinen Sprache geschrieben sein; und ein Gesetzbuch, das alle Gesetze in sich enthält, muß ein mittelmäßig großes Buch sein, das man wie einen Katechismus für einen geringen Preis kaufen kann . . . Je mehr Menschen das Gesetzbuch lesen und verstehen werden, desto weniger werden der Verbrechen sein. Deswegen muß man befehlen, daß in allen Schulen die Kinder dergestalt im Lesen unterrichtet werden, daß wechselweise Kirchenbücher und Bücher, die von den Gesetzen handeln, gebraucht werden.“

Hingegen soll das Verfahren kein zu einfaches und summarisches sein; denn „die Gerichtsformalitäten vermehren sich nach dem Maße der Achtung, in welchem die Ehre, die Güter, das Leben und die Freiheit der Bürger stehen. Man muß den Beklagten hören . . . damit er sich verteidigen könne; er muß solches entweder selbst thun oder jemand zu seiner Verteidigung wählen.“ Das Verfahren soll öffentlich sein; und „Personen, über die großer Verbrechen wegen Gericht gehalten werden soll, müssen mit Einstimmung der Gesetze sich ihre Richter wählen oder wenigstens aus der Zahl derselben so viel verwerfen können, daß es scheine, die übrigen seien mit Übereinstimmung des Verbrechers im Gerichte geblieben. Desgleichen sollten billig etliche der Richter mit dem Beklagten einerlei Standes, d. i. feinesgleichen sein . . . Man hat schon hiervon Beispiele in den Kriegsgerichten . . . Wenn aber das Verbrechen zum Nachtheile eines Dritten gereicht: so müssen die Hälfte der Richter von dem Stande des Beklagten und die andere Hälfte von dem Stande des Beleidigten genommen werden.“ Hiermit sind die Grundzüge der Schwurgerichtsverfassung gegeben.

„Eine ganz unnütze Sache ist es für den Regenten in souveränen Staaten, wenn zuweilen besondere Richter angeordnet werden, um jemand der Unterthanen zu richten. Solche außerordentlich bestellte Richter müssen sehr tugendhafte und gerechte Leute sein, damit sie nicht etwa glauben, daß sie sich allemal mit ihren erhaltenen Befehlen, mit dem etwa darunter verborgenen Nutzen des Reichs, mit der in Ansehung ihrer Personen geschehenen Wahl und mit ihrer eigenen Furcht recht-

fertigen können. Man hat von dergleichen Gerichten so wenig Nutzen zu erwarten, daß es nicht der Mühe wert ist, um deswillen die gewöhnliche Gerichtsform zu verändern."

In weitem Umfange wird der Schutz der persönlichen Freiheit gewährleistet. "Jemand in Verhaft — d. i. in Untersuchungshaft — ziehen ist eine Strafe, die von allen übrigen Strafen darin unterschieden ist, daß sie notwendigerweise dem Gerichtsurteile vorhergeht. Es kann aber mit dieser Strafe niemand belegt werden, von dem nicht wahrscheinlich ist, daß er ein Verbrechen begangen habe. Folglich muß das Gesetz die Anzeigen des Verbrechens genau bestimmen, nach welchen ein Beklagter in Verhaft gezogen, ja nach welchen er auch nur befragt werden kann, indem auch dieses eine Art der Strafe ist." Die Voraussetzungen für den Erlaß eines Haftbefehls, für welche verschiedene Beispiele angeführt werden, soll das Gesetz und nicht der Richter bestimmen; insbesondere soll nach Möglichkeit derjenige mit der Untersuchungshaft verschont werden, der für sich Bürgschaft stellen kann. Jedensfalls aber „muß die Verhafthaltung so wenig Zeit dauern und so glimpflich sein, als möglich ist.“ Auch sollen Untersuchungsgefängnisse streng von den Strafgefangenen getrennt gehalten werden, damit ihnen, wenn sie unschuldig befunden werden, die Haft „zu keiner Beschimpfung gereiche."

Das Mittel, zur Überführung der Angeklagten Kronzeugen, d. i. Mitschuldige, welche gegen Zusicherung von Straflosigkeit ihre Gefährten entdecken, zu verwenden, „hat seinen Nutzen und auch seine Unbequemlichkeiten, wenn es in besonderen Fällen gebraucht wird. Ein immerwährendes allgemeines Gesetz, das einem jeden Mitschuldigen, der das Verbrechen entdeckt, Verzeihung verspricht, ist einzelnen besonderen Versprechungen, die nur für gewisse Fälle gelten, vorzuziehen."

Ganz entschieden hingegen wird als Überführungsmittel die Folter verworfen. „Der Gebrauch der Tortur ist der gesunden Vernunft zuwider; die Menschlichkeit selbst schreit dawider und fordert, daß sie ganz abgeschafft werde.“ Mit warmen Worten wird zugleich die Unbrauchbarkeit der Peinigung des Beschuldigten zur Erreichung aller ihrer Endzwecke dargelegt — sei es, daß man „dadurch sein eigenes Geständnis erzwingen; daß man Widersprüche, in die er sich beim Verhör verwickelt hat, erläutern; daß man ihn zwingen will, seine Mitschuldigen zu entdecken; oder daß er andere Verbrechen bekennen soll, die er etwa begangen haben könnte, und deren er doch nicht beschuldigt wird."

Im übrigen werden zu einem ausreichenden Schuldbeweise zwei Zeugen gefordert — „der gesunden Vernunft nach: denn ein Zeuge, der die Sache bekräftigt, und der Beklagte, der sie verneinet, machen zwei gleiche Teile aus; . . . da hat ein jeder das Recht vor sich, daß man ihm glauben solle. Vielmehr giebt diese Gleichheit auf die Seite des Beschuldigten den Ausschlag.“ Jedoch kann man „jedermann zum Zeugen zulassen, der ein falsches Zeugnis abzustatten keine Ursache hat," insbesondere auch „einen Menschen, der schon einmal durch richterlichen Spruch verurteilt ist.“ Auf Rang und Stand des Zeugen soll nichts ankommen, da sonst „die Sache nach der Person, die Person aber nach der Würde geschätzt" werde; vielmehr nur darauf, ob er „des Beschuldigten Freund oder Feind ist, oder sonst zwischen ihnen Verbindungen oder Mißlichkeiten obwalten.“ — „Den Eid durch öfteren Gebrauch allzugemein machen, ist nichts anderes, als die Kraft desselben schwächen."

Materiell werden die Verbrechen — zu deren Verfolgung behufs Vermeidung des Demunziantenwesens Staatsanwälte, Procureurs angestellt werden sollen — in vier Arten geschieden: in Verbrechen wider die Religion, wider die Sitten, wider die Ruhe und den Frieden, wider die Sicherheit der Mitbürger. Für sie alle gilt der Satz, daß ein bloßes Vorhaben nicht bestraft werden könne, und die Strafe für den Versuch und die Beihilfe geringer sein müsse als für das vollendete Verbrechen und die Hauptthäterschaft. Von einzelnen Verbrechen werden vornehmlich der Schleichhandel, der Bankrott

und der Zweikampf besprochen; für letzteren wird verlangt: „daß man den angreifenden Teil, denjenigen, der zum Zweikampfe Anlaß giebt, bestrafe; hingegen denjenigen, der zum Streite keine Ursache gegeben und seine Ehre zu verteidigen sich gezwungen gesehen, für unschuldig erkläre."

Die Strafen dürfen nicht zu hart und grausam sein. „Damit eine Strafe die verlangte Wirkung hervorbringe: so wird genug sein, wenn das Ubel, welches sie dem Missethäter anthut, das Gute oder den Nutzen, den er sich von dem Verbrechen versprochen hatte, übertrifft. Die Länder und Zeiten, worin die grausamsten Strafen gebräuchlich gewesen, waren diejenigen, worin die unmenschlichsten Laster herrschten." — „Alle Strafen, die den menschlichen Körper verunstalten können, sind billig abzuschaffen.“ Und auch die Todesstrafe ist „in dem gewöhnlichen Zustande eines gemeinen Bürgers weder nützlich noch nötig; . . . denn der Tod eines Bürgers kann nur in einem Falle nötig werden: d. i. in demjenigen, da ein Gefangener noch Mittel und Kräfte findet, durch Empörung des Volks Unruhe zu stiften" — im Falle der Revolution oder der Anarchie. Jedoch wird überhaupt „unter einer gemäßigten Regierung . . . der Gesetzgeber sich nicht so sehr angelegen sein lassen, die Verbrechen zu bestrafen, als denselben vorzukommen. Und dieses ist, worauf man den meisten Fleiß zu verwenden hat . . . Das allerstärkste, aber auch schwerste Mittel, die Menschen zu bessern, ist indes die Einführung einer vollkommenen Kinderzucht." — Erziehungsregeln bilden denn auch den Gegenstand eines besonderen Kapitels.

Die Instruktion wendet sich nimmehr zur Lehre von den Ständen. Sie scheidet Bauern, Adel und den „mittleren Stand." Die Leibeigenschaft läßt sie nur widerstrebend und „nicht um des eigenen Nutzens willen, sondern zum Besten des Reichs" zu, und verlangt den Schutz der Gesetze und die Verleihung von Eigentum für die Leibeigenen, warnt aber auf der anderen Seite davor, „auf einmal und durch ein allgemeines Gesetz vielen Leibeigenen die Freiheit zu schenken." — „Der Ackerbau ist die erste und vornehmste Arbeit, wozu die Menschen müssen aufgemuntert werden." Deshalb soll der Bauernstand vorzüglich gepflegt, insbesondere aber auch vermehrt werden: denn „Rußland hat nicht nur nicht genug Einwohner, sondern faßt noch überaus große Länder in sich, die weder bewohnt sind noch bearbeitet werden." Belohnungen für reichen Kinderzegen, Strafen für Ehelosigkeit werden in Erwägung gezogen. Bezüglich der Industrie wird der Zwang im allgemeinen gebilligt und weiterhin hervorgehoben, daß „Werkzeuge und Maschinen, wodurch die Handarbeit verkürzt wird, nicht allemal nützlich sind. Wenn eine Manufakturware in mittelmäßigem Preise ist, mit dem der Käufer sowohl als der Manufakturist zufrieden ist, so werden die Maschinen, indem sie die Arbeit verkürzen und die Zahl der Arbeiter verringern, in einem vollreichen Lande schädlich." Der Handel soll frei sein, zumal von lästigen Zollplacereien; Ein- und Ausfuhrzölle sind nützlich, dürfen aber den internationalen Handelsverkehr nicht aufheben. „Vernünftig verfähret man . . . an denjenigen Orten, wo die Kaufleute keine Edelleute sind, jedoch Edelleute werden können . . . Hingegen ist es dem Wesen der Handlung . . . und dem Wesen der Monarchie zuwider, daß der Adel handle." Die „anständigste Beschäftigung eines Edelmanns" macht der Kriegsdienst aus, demnächst die Rechtspflege. „Tugend und Verdienste führen den Menschen auf die Ehrenstafel des Adels;" verloren wird derselbe durch „allen ehrlosen Betrug und vornehmlich diejenigen Handlungen, welche Verachtung nach sich ziehen."

Es folgen Ausführungen über Erbrecht — welches bezüglich der freien Teilung von Bauergrütern im Interesse der Landwirtschaft eingeschränkt wird —, Vormundschaftsrecht und eine Reihe von Einzelpunkten, von denen Pressefreiheit und religiöse Duldung die wichtigsten sind. Jene soll nicht zu sehr eingeschränkt werden: denn sonst „vernichtet man die Gaben des menschlichen Verstandes und benimmt die Lust zum Schreiben." Toleranz aber ist das einzige Mittel, „die ver-

irten Schafe wieder zu der rechten Herde der Gläubigen zurückzubringen . . . Die Verfolgung reizt die Gemüter der Menschen. Die Glaubensfreiheit hingegen erweicht die verhärtetsten Herzen, beugt die Halsstarrigen und erstidet ihre der Ruhe des Reichs und der bürgerlichen Eintracht nachtheiligen Zänkereien.“ Insbesondere muß man „bei Untersuchung derjenigen Sachen, welche die Zauberei und Hexerei betreffen, sehr behutsam zu Werke gehen.“

Den „Beschluss“ macht die Aufforderung, „diese Instruktion zum öftern zu lesen, damit sie einem desto bekannter werde, und alsdann kann ein jeder hoffen, daß er sie verstehen werde . . . Um aber bei diesem mühsamen Werke eine Erleichterung zu verschaffen: so soll gegenwärtige Instruktion in der zur Vervollständigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuche verordneten Kommissionen und in allen unter selbiger stehenden abgetheilten Kommissionen einmal zu Anfange jeden Monats verlesen werden.“

Als XXI. und XXII. Kapitel schließen sich zwei „Beilagen zur großen Instruktion“ — vom 28. Februar und 8. April 1768 — an, welche „von der guten Ordnung, sonst die Polizei genannt,“ und „von den Ausgaben und Einnahmen und der Staatsverwaltung derselben, d. i. von der Staatswirtschaft, sonst das Kameralwesen genannt,“ handeln; und ein „Plan, nach welchem die Kommission zur Anfertigung des Entwurfs zum neuen Gesetzbuch einzurichten und zu Ende zu bringen ist“ — ebenfalls vom 8. April 1768. Derselbe weist den Stoff der Instruktionen, den er teilweise wiederholt, achtzehn Subkommissionen zu, nämlich den Kommissionen: 1. zur Ordnung des Staats nach dem allgemeinen Recht; 2. wegen der Städte; 3. zu den in die bürgerlichen Verfassungen einschlagenden geistlichen Gesetzen; 4. über das Justizwesen überhaupt; 5. zur Verhütung der Widersprüche zwischen den Kriegs- und bürgerlichen Gesetzen; 6. über die Polizei; 7. wegen der Schulen und der Aufsicht über dieselben; 8. wegen der Posten und Gasthäuser; 9. wegen der Bevölkerung des Landes, des Ackerbaues, der Handwerke, Künste und des Gewerbes; 10. wegen der Bergwerke, wegen Hegung und Vermehrung der Wälder und wegen des Handels überhaupt; 11. zur Regulierung der Ausgaben und Einnahmen; 12. wegen der Stände im Reich; 13. zu verschiedenen Anordnungen in Absicht der Personen; 14. wegen des Vermögens; 15. wegen der Verbindungen; 16. wegen Untersuchung der Instruktionen; 17. der Direktions- und 18. der Expeditionskommission.

Endlich ist noch eine „Instruktion für den Generalprokureur, nach welcher sich derselbe sowohl als der Marschall bei der Kommission wegen Ausfertigung des Entwurfs zum neuen Gesetzbuch zu richten haben“ — vom 3. Juli 1768 — beigefügt, welche nach einigen allgemeinen Ausführungen dem Generalprokureur persönlich „vier von den geschicktesten Rechtsverständigen unter der Benennung von Konsulenten mit einem gewissen Gehalt“ beordnet und ihm freistellt, bei schweren und streitigen Materien sich des Rats derselben zu bedienen, auch „die Meinungen der Universität, der Akademie der Wissenschaften und der Juristenklasse des Kadettencorps“ einzuholen.

Dies der wesentliche Inhalt der kaiserlichen Instruktion und der zugehörigen Erlasse. Es bedarf keines Nachweises, daß auf dieser Grundlage das geplante Werk, auch wenn es nicht überhaupt die Kräfte des damaligen russischen Reiches bei weitem überstiegen hätte, niemals zur Vollendung gelangt wäre. Bei aller Größe der Gesichtspunkte, bei allem Wohlwollen und Gerechtigkeitsinn spricht doch aus jeder Seite krasser, wenn auch strebsamer Dilettantismus, feichtes, wenn auch geistreiches Raisonement; und es ist sehr bezeichnend, wie stiermütterlich gegenüber dem Staats- und Strafrecht, der Domäne der Laien, das mehr juristisch-technische Privatrecht behandelt wird. Wenn schon jene ganze Zeit im allgemeinen nicht dazu berufen war, auf dem Gebiete der Gesetzgebung große positive Leistungen von dauerndem Gehalt hervorzubringen — das preussische Landrecht bildet nur eine wohlbegründete Ausnahme — vielmehr ihre reichen Kräfte darin erschöpfte, das Alte zu beseitigen und

für das Neue nur erst die Keime auszustreuen, so mußte dieser mehr negative kritische Zug der Zeit bei einer Natur wie der von Katharina II. und in Verhältnissen wie den russischen ganz besonders scharf hervortreten. In der That ist denn auch das mit so vielem Aufsehen begonnene Unternehmen gar bald schmählich ins Wasser gefallen: nachdem die Kommission beschloffen hatte, der Kaiserin den Namen einer „Mutter des Vaterlandes“ zu verleihen, wurde sie im Februar 1768 von Moskau nach Petersburg verlegt, im Dezember ergebnislos vertagt und ist nie wieder zusammenberufen worden.

## Ein Zukunftsraum.

Von  
Paul Michaelis.

(Schluß.)

Wer zwei Jahre in der ersten Klasse des ersten Grades gewesen ist, der wird zum Lieutenant befördert und braucht nun nicht mehr zu arbeiten, sondern kann kommandieren. Die Hauptleute werden dann wieder „in fluger Auswahl“ aus den Lieutenants genommen, während die Wahl der höheren Kommandostellen nach einem andern Prinzip erfolgt, das auseinanderzusetzen zu weitläufig sein würde. Es genügt, die Thatsache festzustellen, daß der einzelne bis zum Brigade- und Corpsgeneral aufsteigen kann, eine Stellung, in der er nur noch den Präsidenten über sich hat. Welch eine Carrière für ehrgeizige Seelen!

Das ganze große Arbeiterheer — auch die Frauen gehören dazu, die ihre besondere Organisation haben — produziert nun für den Staat so viel Güter, als Bedürfnis danach vorhanden ist. Alle Einrichtungen sind natürlich im größten Stile getroffen, um mit möglichst wenig Aufwand von menschlicher Kraft und Zeit das höchstmögliche Quantum zu erreichen. Und dies läßt sich dadurch bewirken, daß eben der Staat nicht bloß der größte, sondern der einzige Unternehmer ist. Er ist der einzige Kapitalist, der alle andern verschlungen hat, und arbeitet im Interesse und Nutzen aller.

Aber das ist noch nicht alles. Das Interessanteste ist die Verteilung der produzierten Güter unter die Gesellschaft. Während im übrigen reichlich viele Unterschiede gemacht werden zwischen den gemeinen und höheren Arbeitern und Rang und Titel nicht fehlen, unterscheidet sich die Neuordnung in einem Punkte ganz spezifisch von der heutigen Gesellschaftsordnung, nämlich darin, daß alle den gleichen Anteil vom Produkte erhalten. Alle, nicht bloß die arbeitstüchtigen Männer, sondern auch die Invaliden, und ebenso die Frauen und Kinder; auch die letzteren, so erstaunlich das klingt. Aber allerdings, wer kann an der Güte dieser Maßregel zweifeln? Was könnte auch das Selbstgefühl eines Baby in höherem Maße stärken, als das Bewußtsein, über dieselbe Menge von Dollars zu verfügen, als sein Papa? Erst mit der Emancipation der Säuglinge ist die Reform der Gesellschaft vollendet. Ungläubige könnten fragen, welches Recht denn derjenige, der nichts arbeitet, hat, denselben Lohn zu empfangen wie der Arbeiter, und der Faule denselben wie der Fleißige? Aber Herr Bellamy würde ihn mit unvorderleglichen Gründen schlagen: „Sein Rechtstitel ist sein Menschentum. Sein Anspruch ruht auf der Thatsache, daß er ein Mensch ist.“ Das ist doch verblüffend einfach. Und zur Erläuterung setzt er dann noch hinzu: „Die Größe des Arbeitsproduktes hat mit der Größe des Verdienstes nichts zu thun. Verdienst ist ein moralischer Begriff, und die Größe des Arbeitsproduktes ein materieller. Es würde eine sonderbare Art von Logik sein, welche eine moralische Frage durch einen materiellen Maßstab zu entscheiden versuchte. Der Grad der Anstrengung allein kommt beim Verdienst in Frage. Alle, welche ihr Bestes leisten, leisten das Gleiche.“ Wäre es nicht unbeschreiblich, so könnte man hier vielleicht Herrn Bellamy den Vorwurf der „sonderbaren Art von Logik“ zurückgeben.

Denn auch das Gleichnis, mit dem er die Sache zu verdeutlichen sucht, spricht doch gegen ihn. „Wird man ein Pferd deshalb belohnen,“ sagt er, „weil es eine größere Last zieht als eine Ziege?“ Nein, man belohnt es nicht; aber um so viel mehr leisten zu können, muß es um so viel mehr zu fressen haben als eine Ziege.

Doch die Neuordnung der Dinge hat die Menschheit so reich gemacht, daß der „Futterneid“ keine Rolle mehr spielt. Auch wenn alle das Gleiche erhalten, erhält noch jeder einzelne mehr, als er überhaupt verwenden kann. Da Geld überhaupt nicht mehr existiert, so erhält ein jeder seine Kreditkarte, die in zahlreiche, einen bestimmten Wert repräsentierende Abschnitte eingeteilt ist. Dafür kauft er sich in den großen Staatsmagazinen, so viel sein Herz begehrt. Dort ist alles zu haben, nur „frische Fische“ sind manchmal knapp. Ferner hat jede Familie ihr hübsches Haus, das auf das kostbarste und opulenteste eingerichtet ist. Da ist ein Bibliothekzimmer, in welchem sich die Schriften der alten Zeit und der neuen Ära zusammenfinden. Da ist weiter ein Musikzimmer, das mit einer Reihe von Telephonen ausgestattet ist. Man dreht eine Schraube, und sogleich ist der Raum von wunderbarer Musik erfüllt. Denn beständig, Tag und Nacht, konzertieren zahlreiche Musikchöre in gut akustisch gebauten Sälen und übermitteln so die Musik allen, die sie hören wollen. Da ist alles zu haben, von einem Orgelkonzert des Altmeisters Bach bis zum neuesten Walzer des Strauß des zweiten Jahrtausends. Auch Vorträge und Predigten läßt man sich „auf diesen nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ übermitteln, da es nicht mehr üblich ist, um solcher Kleinigkeiten willen das Haus zu verlassen. Das thut man nur noch, um Mittag zu essen. Denn es bedarf wohl nicht erst der Erwähnung, daß das Kochbuch aus der Bibliothek der Damen verschwunden ist, und daß in großen Speisehäusern das Essen für alle zubereitet wird. Auch braucht man sich vor dem Spazierengehen bei Regen und schlechtem Wetter nicht zu fürchten. Denn fürsorglich spannt die Stadtverwaltung ein Schutzbach über die Straßen aus, gleich einem riesigen Regenschirm, der alle schützt.

Wie glücklich müssen hiernach die Menschen des Jahres zweitausend sein! Bis zum einundzwanzigsten Jahre erziehen und schon als Schulkinder mit einer Rente ausgestattet, die nicht einmal ein erwachsener Mann aufzehren kann, treten sie wohl vorbereitet in das große Arbeiterheer ein, in welchem sie bei einiger Strebamkeit sich ihren Beruf wählen können. Sie dienen hier ihre vierundzwanzig Jahre ab, nicht ohne daß dann und wann eine Beförderung oder eine Dekoration ihren Mut neu belebt. Häufiger Urlaub giebt ihnen außerdem bequeme Gelegenheit, sich zu erholen und Reisen zu unternehmen. Vom fünfundvierzigsten Jahre an genießen sie sodann eine freie Muße, die sie nach Belieben ausfüllen können, indem sie sich ihrer Familie widmen oder auf Reisen gehen oder Künste und Wissenschaften pflegen, bis ein später Tod sie aus einem glücklichen Leben abrufft.

Das ist Herrn Bellamys Traum. Im Grunde nicht einmal ein schöner Traum. Denn man darf doch nicht übersehen, daß diese scheinbare Glückseligkeit aller erkauft wird durch eine allgemeine Knechtschaft. Denn Knechtschaft bleibt es, wo Offiziere über den Gemeinen stehen, wo der einzelne von Anfang seines Lebens an beständig kontrolliert und censiert wird, wo der Ehrgeiz durch Belohnungen und Strafen angestachelt wird. Der Zustand ist vielleicht erträglich, aber ideal ist er eben nicht. So gewiß es ist, daß in Zukunft die Produktion sich immer mehr konzentrieren wird, daß wenigen Unternehmern, vielleicht einem einzigen, die ganze Masse der Arbeiter gegenübersteht, so ist das große volkswirtschaftliche Problem, diesen sozialen Zustand zu verwirklichen, ohne das Recht und die individuelle Freiheit des einzelnen anzutasten. Dieses Problem ist von Bellamy nicht gelöst, ja er hat kaum den Versuch dazu gemacht. Was ferner die Ausführungen des Verfassers noch mehr entwertet, das ist das Fehlen aller wissenschaftlichen Begründung, soweit es sich nicht um große Allgemeinheiten

handelt. Wir erfahren hier und da kleine Einzelheiten, die aber ganz oberflächlich und mehr scherzhaft zu nehmen sind. Ueber die Möglichkeit des von ihm Gewollten bleibt er den eingehenderen Nachweis schuldig. Allerdings gewinnt dadurch die Behandlung des Stoffes an Leichtigkeit, und vielen Lesern ist zweifellos dieser „Rückblick“ nicht mehr gewesen als ein origineller Roman. Aber zur Lösung großer volkswirtschaftlicher Fragen trägt er nur wenig bei.

Ich erlaube mir dabei, nochmals auf das in diesem Blatte schon erwähnte Herzkloche Buch „Freiland“ hinzuweisen, in welchem die Frage nach der zukünftigen Entwicklung der Dinge in einer viel umfassenderen und gründlicheren Weise beantwortet ist. Denn hier ist wirklich der Versuch gemacht, nachzuweisen, daß ein Zustand denkbar sei, in welchem Freiheit und Zusammenwirken möglich ist, in welchem alle für alle arbeiten und doch jeder sein eigener Herr bleibt. Und in welchem auch die kulturellen Aufgaben einer viel gründlicheren Untersuchung unterzogen werden, als es bei Bellamy geschieht, der gerade hier durchweg bei einer oberflächlichen Betrachtung der Dinge stehen bleibt.

### Aphorismen.

Im Alter nicht ausschweifend zu leben, ist ebenso schwer, wie beim Nachtsich Vegetarier zu sein.

Der berühmte „rechte Steck,“ auf dem man sein Herz haben soll, ist jedenfalls nicht die Zunge.

In feinen Luftschlössern bewohnt man selbst stets die Bel-Etage.

Wenn die Weiber keine schlimmeren Seinde hätten wie die Weiberseinde, könnten sie froh sein.

Bei allen Dissonanzen des Lebens kann uns eines trösten: die Auflösung ist unausbleiblich.

Den Kopf kann man mit Händen greifen; nicht das Herz.

Man läßt sich von denjenigen einen Tadel gefallen, bei welchen man Wohlwollen voraussetzt, und man sezt bei denen Wohlwollen voraus, die einen nie tadeln.

P. C.

### Die Methoden der Kraftübertragung

und ihr Wert für die Volkswirtschaft.

Von

Franz Bndt.

Die sozialen Fragen, welche durch die jüngsten Kaisererlasse, sowie durch das Anwachsen der Sozialdemokratie in den letzten Wahlen zum deutschen Reichstage womöglich noch an Gewicht und Interesse gewonnen haben, sind seiner Zeit erst ernsthaft hervorgetreten, als der gewaltige Fortschritt der Technik die Großindustrie und damit zugleich ein Arbeiterproletariat schuf. Der Ankauf und die Installation von Maschinen erfordert eben Kapital, und eine umfangreichere Fabrikation, bei welcher Einkauf im großen Vorbedingung ist, verlangt bedeutendere Mittel, als sie dem Handwerker im Durchschnitt zur Verfügung stehen. Andererseits wiederum sind die Darstellungsarten in Masse vorteilhafter als im kleinen! So wird es dem Handwerker, welcher nur über die Kraft menschlicher Muskeln verfügt, deren Ernährung teurer ist als die Beschickung einer Maschine, unmöglich, mit dem Kapitalisten zu konkurrieren.

Begleitet man in diesem Sinne die Entwicklung der Technik während der letzten fünfzig Jahre, so erscheint es thatsächlich,

als ob die Naturkräfte, wie sie u. a. in der Kohle im Boden der Erde ruhen, nur für den Besizenden vorhanden seien.

Es liegen eben in der Dampftechnik, welche die erste Epoche des „Jahrhunderts der Naturwissenschaft“ erfüllt, gute und schädliche Eigenschaften eng aneinander. Schuf sie in wahrhaft großartiger Weise neue Kulturmittel, so gelang dies doch wiederum nur durch die Bildung eines „vierten Standes“, welcher trübe Fernblicke für die wirtschaftliche Weiterentwicklung des Menschengeschlechts hervorruft. Glücklicherweise tragen die kräftigen Naturwissenschaften Mittel in sich, mit denen die genannten Schäden zu überwinden sein werden, und welche es hoffentlich ermöglichen, daß die Kraftschätze, welche unser Planet birgt, dereinst allen Individuen zu gute kommen. Es sind die verschiedenen Arten der Kraftübertragung, von denen wir solch ein Heil zu erwarten haben! — Man versteht unter dieser Bezeichnung Methoden, mittels welcher die Energie, die auf irgend eine Weise in einer Centrale erhalten worden ist, durch ein Kanalisationsystem verteilt werden kann.

Da Krafterzeugung in großen, wie wir schon ausführten, höchst ökonomisch ist, so erhält durch solche Übertragung auch der kleinere Konsument dieselben Vorteile, welche einst nur dem Kapitalisten zukamen.

Man vermag zur Zeit Energie durch den elektrischen Strom und durch Preßluft zu überführen, und zwar ist die erste und ältere Methode die am meisten erprobte, während die zweite noch im Kampfe der Meinungen schwebt.

Zu ganz neuen Formen gelangte bekanntlich die Technik, seitdem sehr starke Ströme mittels der Dynamomaschine billig erzeugt werden können. Auch die Erfindung der elektrischen Kraftübertragung ist eng mit diesem Fortschritte verknüpft.

Um eine Anlage dieser Art auszuführen, bedarf man im allgemeinen zweier Dynamos, welche durch ein Kabel miteinander in Verbindung stehen. Wird der Anker der ersten Maschine vermöge irgend einer Kraft bewegt, dann bilden sich Ströme, die der zweiten Maschine zufließen und dort wiederum den Anker zur Rotation zwingen. Auf diese Weise kann, je nach der Menge der überführten Energie, auf der empfangenden Station größere oder geringere Arbeit geleistet werden. — Die verbesserten Dynamos, sowie die neuen Schaltungsweisen ergeben jetzt einen wirtschaftlichen Effekt von mehr als achtzig Prozent; also noch nicht ein Fünftel der ursprünglichen Kraft geht während der Übertragung verloren!

In Europa wurde bisher die elektrische Energie fast ausschließlich zur Beleuchtung oder allenfalls zu chemischen Arbeiten verwendet, und diesen Zwecken dienen denn auch allein die großen Centralen in den Weltstädten. — Anders in den Vereinigten Staaten. Dort haben besonders die vielen Wasserkräfte zur direkten Überführung in Form mechanischer Arbeit gereizt.

Es sind erst relativ wenige Jahre verflossen, seitdem William Siemens, der Bruder unseres Werner, in einem populären Vortrage die Möglichkeit auseinandersetzte und den Nutzen schilderte, welchen bei elektrischer Kraftübertragung die Niagarafälle darbieten müßten. Diese Verkundigung, welche damals durch viele Zeitungen lief und manchen Zweifel erweckte, ist nun verwirklicht worden. Die Niagara Hydraulic Electric Company beschäftigt sich nämlich damit, diese großen Kraftmengen, welche etwa zwölf Millionen Pferdestärken entsprechen, den Amerikanern zu erschließen.

Schon jetzt werden eine Anzahl Städte in der Umgebung des Falles mit seiner Energie beschickt, so u. a. selbst Buffalo, welches 32 Kilometer von demselben entfernt liegt. Im ganzen wurden bisher 15000 Pferdestärken verwendet, und es war der Gesellschaft möglich, eine solche pro Jahr für 61,2 Mt. abzugeben. Aber wir haben nicht einmal nötig so weit zu gehen; sind doch ähnliche Einrichtungen am Rhein und am Neckar getroffen worden. Als eine Musteranlage solcher Art möchten wir auch die Centrale in Genf ausführen. Dieselbe verwandelt die Wasserkraft der Rhone in elektrische Energie und betreibt mit dieser im Umkreise von zwei Kilometer nicht

weniger als hundertfünfundsiebzig Elektromotoren! Die Maschinen finden hauptsächlich in kleinen Werkstätten Aufstellung, wo Abnahmen von einer halben bis siebzig Pferdestärken erfolgen. Wir haben hier ein Beispiel, an dem sich deutlich zeigt, wie es möglich ist, den Handwerker dem Großindustriellen gegenüber konkurrenzfähig zu machen!

Eine Hauptaufgabe der nächsten Zeit muß es also für die Elektrik sein, Centralen für die Überführung mechanischer Arbeit zu schaffen.

Der große Vorteil des elektrischen Kanalisationsystems liegt übrigens nicht allein in dem so ökonomischen Prozentverhältnisse bei der Energieverteilung. Kostet doch z. B. ein Elektromotor von einer Pferdestärke nur etwa vierhundert Mark, während der Preis eines gleichkräftigen Gasmotors zweitausend Mark beträgt; und ähnlich ist die Differenz bei der Beschaffung beider Maschinen. Zur Aufstellung eines Dampfmotors bedarf man zudem eines Maschinenhauses, sowie der verschiedensten Sicherheitsvorrichtungen; abgesehen davon, daß Dampf, Rauch und Ruß bei solchen Anlagen die Nachbarhaft leicht belästigen. Alle diese Unannehmlichkeiten fallen bei der Kraftübermittlung von der Centrale aus fort, und der Elektromotor ist daher überall aufzustellen.

Hat man in dieser Weise Arbeitskraft allerorten zur Disposition, dann ist auch der Muskel des Handwerkers entlastet und er kann in seiner Specialität durch die Geschicklichkeit seiner Hand in bestimmter Richtung das leisten, was die Massenfabrication nicht vermag.

Auch an kleinen Orten, wo die Anlage von Centralen nicht wohl möglich ist, dürfte die elektrische Technik in nächster Zukunft mittels der Accumulatoren Hilfe bieten. Bekanntlich sind das Apparate, in denen elektrische Energie gesammelt und aufbewahrt werden kann. Augenblicklich freilich ist der Betrieb mit denselben noch zu kostspielig.

Kürzlich entstand der elektrische Kraftübertragung in der „Preßluft“ ein Konkurrent. Die neue Methode wurde bei ihrem ersten Hervortreten mit Enthusiasmus begrüßt, und die Blätter brachten Artikel, in denen ein Zeitalter der komprimierten Luft angekündigt wurde.

Das System „Victor Papp“ ist bisher in ausgedehnter Weise nur in Paris durchgeführt worden, wo ein weites Kanalisationsnetz gerade diese Art der Anlage wesentlich begünstigt. In der Nähe der Stadt befindet sich die Centrale „Mine de St. Jargeau“, wo elf Dampfessel und acht Dampfmaschinen Luftkompressoren betreiben. Die „Verdichter“ wiederum drücken die Luft in acht Windessel, welche hierdurch eine Spannung von sechs Atmosphären empfangen. Die so verdichtete Luft fließt hierauf in Röhren der Stadt zu. Das ganze Netz hat zur Zeit eine Länge von sechsunddreißig Kilometer und „lichte Weiten“ von dreißig bis vierzig Centimeter. Am Plage der Konsumenten sind Dampfmaschinen aufgestellt, in welche statt des Dampfes die komprimierte Luft eintritt und sie betreibt.

Auch bei dieser Methode wird also der Abnehmer nicht durch die lästigen Eigenschaften des älteren Verfahrens behindert, und die ökonomischen Vorteile sind nahezu die gleichen, wie sie die elektrische Kraftübertragung darbietet.

Die Kraftverteilung mittels komprimierter Luft hat aber den Nachteil, daß statt leicht verlegbarer Kabel relativ starke Röhren verlegt werden müssen, wodurch der Preis des neuen Systems bedeutend erhöht wird. In Paris waren die Vorbedingungen, wie schon bemerkt, sehr günstige, da die Röhren nur in die Kanalisationskanäle, welche dort gleichsam eine unterirdische Stadt bilden, eingebettet zu werden brauchten. Auch aus Gründen rein technischer Natur, die sich an diesem Orte nicht gut entwickeln lassen, ist der Schluß zu ziehen, daß das System Papp nicht im Stande ist, mit der elektrischen Methode zu konkurrieren. Die Zeit wird darüber entscheiden! — Jedenfalls haben wir uns eines jeden Fortschrittes auf dem Gebiete der Energieübertragung zu freuen, durch welchen die Kräfte, die unsere Erde birgt, mögen sie nun in Form aktueller oder

potentieller Energie sich vorfinden, in den Dienst des Menschengeschlechts gestellt werden. Denn wir können hierin wirtschaftliche Erfolge sehen, welche für die Entwicklung, ja vielleicht für die Erhaltung der modernen Kultur von entscheidender Bedeutung sind und sein werden.

## Der Tod des Kindes.

Eine Skizze aus Rumänien.

von

Leo Silberstein.

**A**nika, die junge, blonde Frau des kleinen Gemeindebeamten Dinu Petrake, richtete die weißen Polster, in denen sie ihr Kind gewickelt hatte, und befah es mit der vollen Zärtlichkeit, deren ihr weiches, schmiegsames Gemüt nur fähig war, und in ihrem hübschen Gesichte lag ein tiefes Angstgefühl. Warum hatte der Arzt heute den Kopf geschüttelt? „Nein, nein! es wird gesund werden, es muß gesund werden!“ Sie murmelte es verzweifelt vor sich hin und küßte die Händchen heiß, gewaltsam. Hatte doch dies kleine Wesen in den acht Wochen seines Daseins ihren egoistischen, leichtsinnigen Mann zum Ernst und zur Vaterpflicht befehrt; war nicht Dinu nach einer fünfjährigen Ehe voll beleidigender Gleichgültigkeit auf einmal ein liebender Gatte geworden? Sie hatte diese Wandlung ersehnt und erwartet und nun sollte der herzige Urheber ihres Glückes durch eine frühe Krankheit entrisen werden! Nein! es durfte nicht sein! Sie blickte traurig auf das Kind: wie winzig es war, das Köpfchen gar nicht wie andere Kinder . . . so winzig und dabei so reif, so süß und niedlich ausgebildet wie eine Erwachsene! Das konnte doch nichts Gutes bedeuten. . . . Und grau, das Gesichtchen grau wie Asche!

Erst heute früh schien es noch so rosig. Es lag zwar schon seit einer Woche krank, aber heute früh, sie hatte am Bett ihres Mannes gestanden und ihm das schneeweiße Bündel lächelnd hinabgereicht: „Es schläft.“ Und Dinu hatte sich hastig umgewandt und gefragt: „Schläft es?“ Es lag so etwas Zweifelhafes in seinem Tone; oder war es nur ein Zittern des Mitleids. Er hatte das Kind geküßt und da die Stirne der Frau über ihm geneigt war, seine Lippen auf ihre blonden Haarlocken gedrückt. Und sie hatte sich glücklich gefühlt, eine Idylle, eine kleine Ehe-Idylle, wie sie solche lange Jahre vergebens ersehnt. Ein Nichts und doch in ihren Augen ein Glück.

Das Kind schlug die traumleeren Augen auf und schloß sie wieder. Der jungen Mutter schnitt es ins Herz; sie hob es zu sich empor. Auf einmal erschütterte ein Fieberschauer den kleinen Körper. Er krümmte sich in den Kissen zusammen und dann wieder auseinander. Der Krampf hatte diesen Rosenblättern von Muskeln Kraft gegeben. Anika blickte es bestürzt an und begann heftig zu zittern. Was sollte sie thun? Nach dem Arzt rufen? Es war niemand da! Um Hilfe schreien? „Was es leidet! Mein armer Wurm, was es leidet!“ Sie wiegte es und suchte ihm etwas Arznei einzulösen, dann nahm sie es in die Arme und trat auf die zerfallene Veranda des kleinen Häuschens hinaus, nach einem Nachbar zu spähen.

„Zoişa! Zoişa! Da läuft sie; sie hört nicht! Zoişa, komme doch, Zoişa!“

Ein barfüßiges Mädchen von etwa zwölf Jahren steckte den Kopf zum Hofthore herein, und die strammen Zöpfchen schlenkernd, rief es mit lachenden Zähnen: „Was beliebt Frau Anika?“

„Bitte Dich, lauf zu Ruffandra! Sie soll gleich herkommen, aber gleich! — Bitte sehr; willst Du?“

Zoişa nickte, noch immer grinsend, und verschwand im Trabe.

„Zoişa! Zoişa!“ Sie hörte nicht mehr. Frau Anika war es eingefallen, daß sie nach dem Arzte hätte schicken können und nicht nach Ruffandra, der Wäschfrau, welche neben ihrem eigentlichen Geschäft im Bekanntenkreise als Beschwörerin Wunderkuren auszuüben pflegte. Aber der Arzt hatte ja heute die Achseln gezuckt und nichts mehr verschrieben, und gestern abend hatte er Dinu beiseite genommen und ihm etwas zugeflüstert. Jetzt erriet sie's. Es überließ sie kalt. Darum hatte Dinu heute früh so zweifelnd gefragt: „Schläft es?“ Sie sah das Kind traurig an. Von Furcht ergriffen schaute sie um sich und fand sich allein. „Dinu? Wo ist Dinu?“ Die alte Wanduhr schlug sieben. Seit einer Stunde ist sein Bureau geschlossen. Warum kommt er nicht? Da plötzlich durchschloß ein Gedanke ihr Hirn: heute war ja Zahntag! Leise schluchzend drückte sie das Gesicht in das Polster des Kindes. Es war ihr nur zu klar: er hatte das Kind aufgegeben, für ihn war es schon so gut wie tot, und er fing wieder an zu trinken, wie vor zwei Monaten, wie die ganzen fünf Jahre der Ehe lang. Was war ihm das Weib? Das nachgiebige, arbeitssame, dumme Weib! Und jetzt, wo sie ihr Einziges verlor, hatte er sie allein gelassen, er, ihr Mann, ihre Stütze! Verzweifelt rannen die Thränen über ihre Wangen. Nein, es mußte leben! Gott, Gott, es mußte leben! Sie sank auf die Kniee und betete, bald laut, bald leise, wie es ihr der Schmerz eingab: „Laß es mir, Erbarmen, laß es mir!“

„Du hast mich gerufen,“ sprach eine tiefe Frauenstimme.

Anika wandte sich um: in der Thür, den niederen Rahmen ausfüllend, stand die Beschwörerin, ein großes, kräftiges Weib; die dunkeln, warmen Augen unter der starkknöchigen Stirne waren überlegen auf sie gerichtet. Anika presste mühsam und verlegen hervor: „Es stirbt, Ruffandra, es stirbt!“

Die Beschwörerin trat an das Bett heran und beugte sich über das Kind. Ihre Bewegungen waren kurz und entschieden. Die dicken, schwarzen Haarflechten waren nachlässig auf den breiten Nacken herabgefallen; die alternden Augen, in denen noch immer ein wildes Feuer glänzte, hefteten sich auf das kranke Gesichtchen; mit den Fingern öffnete sie vorsichtig die kleinen Lippen, um das Zahnfleisch zu erkennen; dann schüttelte sie ernst den Kopf.

„Liebe, teure Ruffandra, was Du willst, gebe ich Dir, nur rette es, laß es nicht sterben!“

Ruffandra hatte sich zu Füßen des Bettes gesetzt; die Geschichte war ihr zu langweilig. Diese Menschen kamen ihr wie Kinder vor, die sich in nichts finden wollen. „Tot ist tot und so gut als nie gewesen,“ dachte sie, „wie viele habe ich gehen sehen! Das schüttelt sich wie Glasperlen von einer Schnur, die zerrissen ist!“

„Teure Ruffandra!“ schluchzte es vor ihr und erfaßte leidenschaftlich ihre Hände.

Ruffandra sah mitleidig hinab und sagte: „Gott kann Dir noch helfen, liebe Frau; weine nicht!“

„Liebe, Gute! Nette es! Hilf!“

„Was kann ich thun? Soll ich mein Lied singen? Willst Du ihm ein Kraut kochen? Wenn Du es verlangst, ich will es thun.“

„Ruffandra, es ist also zu spät!“ schrie die Mutter auf.

„Sei still! Wir können nichts wissen. In Gottes Hand liegt es!“

Sie blickte auf die arme Mutter, welche wie zerfchmettert, wortlos auf den Knien vor dem Bette lag: was für ein hübsches, blondes Weib das war, wie sauber und nett. Und wie reinlich sie alles hält: die Gardinen, die Polster, die Tischdecke; fast peinlicher als sie selbst, und sie war doch von Beruf Wäscherin. Aber dort am Tische, wie sie genauer hinsah, war das Tuch schon gestickt und von den Kelchgläsern fehlten einige; jener rot und blau bemalte Koffer, welcher den Linnenschrein ersetzte, wie alt und abgeschossen sah er aus . . . Ja, da ging alles abwärts . . . Sie hatte einen Blick dafür und Menschenkenntnis, sie erriet — ja, sie erriet, was der Mann wert war. Sie fuhr mit der Hand über das schneeige Leintuch, auf dem sie saß, und sagte zerstreut: „Wie schön Du bügelst! Du könntest, wie ich, Wäscherin werden, und noch besser — die feinsten Häuser würdest Du haben.“

Anika hatte krampfhaft das Kattunkleid der Wäscherin erfaßt: „Ruffandra, besprich es! Liebe, Teure! Sei gut, hilf mir!“ und dann setzte sie traurig hinzu: „Willst Du nicht?“

„Ja,“ sagte Ruffandra, „ich will — wenn Du nur begreifen, nur ein wenig verstehen wolltest . . . In Gottes Hand steht es . . . und dann, glaubst Du nicht, daß es drüben . . . bei Gott . . . besser aufgehoben ist als hier?“

Anika sah sie an; eine Thräne drängte sich aus ihren Augen. „Mein Kind!“ erwiderte sie, „ich will mein Kind!“ Sie biß die Zähne trotzig auf die Unterlippe.

„Sei still!“ schrie das Weib heftig und suchte ihre innere Bewegung niederzukämpfen, „es ist nicht mit anzusehen.“ Und dann murmelte sie unverständlich: „Wenn die Menschen in ihrem Elende trogen, dann fühlt man erst recht, daß niemand sie hört . . . ah, niemand!“

Ruffandra hatte sich erhoben. Sie ließ brennende Lichter hereinbringen und ein Wasserbecken, und aus ihrem Busen nahm sie ein betäubend duftendes Kraut, sprach darüber geheimnisvolle Sprüche, tauchte das Kraut in das Wasser und das Kind besprühend sang sie leise dazu. Und dies alles geschah in so seltsam feierlicher Weise, so räthselhaft ernst und für die arme Mutter so überzeugungskräftig. Aber als das Weib zu Ende war, schüttelte es den Kopf und sagte wie jemand, der überdrüssig ist: „Nein, nein, es ist vergebens.“

Anika zuckte zusammen: „So ist es denn aus . . . alles . . . Kind und Mann.“

„Und Mann?“ fragte Ruffandra.

Eine Röthe übergoß das Gesicht der jungen Frau. Sie suchte ihre Verwirrung zu verbergen; aber ihr Leid brach heraus; sie flüsterte: „O, wenn Du wüßtest, wie unglücklich ich bin.“

Ruffandra zog die Augenbrauen finster zusammen: „Ah! . . . So einen Mann! Ich . . . ich hätte mit ihm glücklich gelebt.“

„O, Du kennst ihn nicht.“

Ein feines Lächeln schwebte um die Mundwinkel Ruffandras: „Ich . . . ich glaube . . . ich hätte ihn geprügelt!“

Die junge Frau sah bestürzt auf das starke Weib, dann ließ sie den Kopf sinken. Jetzt war alles, alles verloren; ihre Stütze brach zusammen: das Kindesauge, das ihren Weg beleuchtet, lag im Erlöschen. Und sie, wie gebrechlich kam sie sich vor, wie einsam, elend.

Da fühlte sie plötzlich den Arm Ruffandras um ihre Schulter, und ein warmer Kuß brannte auf ihrer Stirn: „Wenn Du Hilfe und Rat brauchst, komme zu mir. Wir wollen zusammen arbeiten und uns durchs Leben schlagen.“ So weich und wohlklingend klang die sonst harte Stimme. Und wie im Traume verschwand die hohe Gestalt durch die offene Thür und tauchte ins Dunkel der Nacht.

Anika war allein. Um sie bange Stille. Von der Straße hörte man nur leise Geräusche. Das schlummernde Leben der Stadt murmelte aus der Ferne wie ein schläfriges Bächlein, das sich tagsüber müde gelaufen.

Anika nahm ein Licht und bengte sich über das Kind. Was war das? Regungslos? Sie näherte ihr Ohr dem kleinen Munde: kein Atem! Sie horchte schärfer: kein Hauch! Die großen Auglein standen weit offen und waren trüb.

Ein leiser Schrei entfuhr der unglücklichen Mutter. Ein Schauer floß durch ihren Leib: tot! . . . tot! . . . tot? Sie starrte auf das Kind. Vor ihrem Geiste lagerte etwas Graues, wie ein Spinnweben, nur so mit der Hand wegzustreichen. Tot! Sie konnte es nicht verstehen. Lag's nicht hier vor ihren Augen mit seinem Gesichtchen und den winzigen Gliedern . . . und doch fürs Grab . . . für die Erde . . . und doch hier, hier greifbar, faßbar, zum Küssen . . . Nein, nein, sie begann wahnsinnig zu werden, sie verstand sich nicht mehr.

Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, lehnte die Arme auf den Tisch und starrte ins Licht. Es war still, so still . . . so leer, wie ihr ganzes Dasein so leer . . . So war es also vorbei . . . Dinu? richtig Dinu! Sie lachte bitter. Also alles wiederum wie früher. Alles ganz so wieder! . . . Er gleichgültig, rücksichtslos, sie voll Liebe und Aufopferung! . . . O, diese Geduld, diese jahrelange Geduld! . . . Und wo war er jetzt? O, sie wußte es nur zu gut; sie sah ihn im Geiste in der Schenke sitzen, die Stube mit seinem Lärm erfüllend, den Wirt bespöttelnd, die Gäste herausfordernd, die Lautenspieler beschimpfend und dabei alle großmütig bewirteten . . . Heute war ja Zahntag! . . . Und er wird keinen Heller mehr nach Hause bringen . . . und morgen werden sie alle mit ihren Rechnungen kommen. Der Bäcker mit seinem unausstehlichen Lächeln, der keinen Schritt weichen will, der unverschämte Metzger, der Spezereihändler . . . und so die Leute von Tag zu Tag vertrösten . . . O, diese Demütigungen, dieses Erröthen bei jeder Lüge, dieses Schämen vor sich selbst . . . Ihre kleine Mitgift war schon verschlungen . . . ihm in den Mund gestopft, wenn er fluchte und tobte . . . um einen freundlichen Blick von ihm zu erhaschen . . . War sie dumm gewesen! Sie hätte sich peitschen mögen . . . Wo war denn ihr Stolz gewesen, ihr Frauenstolz . . . Bah, haben denn Frauen Stolz; nur Männer sind stolz und manchmal unverschämt . . .

Plötzlich fiel ihr das Kind ein. Sie raffte sich auf, warf sich über das Lager; die Finger krampften sich in die Rißen; man hörte nur ein leises Wimmern. Sie berührte das Gesichtchen mit den Lippen, nur suchte, ihm nicht weh zu thun, und doch war es fühllos.

Von draußen hörte man durch die Stille der Nacht ein Lärmen und Singen. Sie achtete nicht darauf. Aber was war das, war das nicht die Stimme ihres Mannes? Mühsam erhebt sie sich; die sonst kräftige Gestalt tritt wie gebrochen auf die Veranda hinaus und lehnt sich an eine Säule.

Jenseits der ungepflasterten staubigen Landstraße, selbewartwärts, liegt eine Schenke. Die Thür ist aufgeprungen, denn ein helles Viereck wird sichtbar und Schreien und Zohlen dringt durch die Einsamkeit herüber. Tänzende, fiedelnde Gestalten kommen heran, Silhouetten auf dem silberdurchwirkten Grunde des Mondlichts, drei Zigeuner mit Zimbel und Geigen. Und voran, lustig voran mit Zauchzen der hagere Dinu, die langen, schwarzen Arme und Beine in der Luft schlenkernd, den schlanken Oberleib ekstatisch zurückbeugt. „Suchhei!“ Mit der Faust schlägt er den zerknüllten Cylinderhut noch tiefer in den Nacken; der schwarze Haarschopf bäumt sich über der hohen Stirn, und drunter glänzen zwei große Kinderaugen voll Trunkenheit. Ein Singen schwirrt durch die klare Luft. Schrill klagen die Geigen dazu; es weint die Laute, voll thränenfatter Lust, schmerzdurchwühltem Zauchzen! . . .

Anika kann es nicht glauben. Die Hand über die Augen beugt sie sich vor. Und doch, er war es. Und immer näher kamen sie: schwarze, verrenkte Gestalten, in eine schimmernde Staubwolke gehüllt; und es tönte höhnisch gell und dabei tief wehmütig ihr langgezogener Klageschrei: „Do—of—of of!“

Anika fühlte vor diesen Lamentationen desto scharfer den wahnsinnigen Schmerz, den sie in der Stille trug.

Da standen sie schon vor der Veranda. Die Augen der Zigeuner phosphoreszierten ordentlich und ihre weißen Zähne grinsten: „Doo—of—of of . . .!“ klang durch das melancholische Rauschen der Nacht ihr Mehrer. „Dooof—of!“ sang Dinu schmerzgefüllt, wie das Aufatmen eines belasteten Gemüts. Dabei wankten seine langen Beine unter ihm, die Hockschöße flogen wie lebendig um seinen Leib; er hatte die Hosentaschen hervorgezogen, seine Frau sollte auch sehen, daß sie leer wären: „Guck, Weibchen! nichts! leer!“ und er streckte ihr die Zunge heraus, weit heraus und lachte dabei, lachte, daß sich seine Glieder schüttelten.

Anika hatte sich abgewandt. Diese Schamlosigkeit verletzte sie. Schon oft war er betrunken gewesen, aber niemals in diesem Maße. Sie trat in die Stube und ließ sich auf den Stuhl am Tische nieder. Die Kerze war herabgebrannt und hatte den Papiervickel ergriffen, daß er loh aufzüngelte und hellen Schein auf das Bett warf. Man konnte nur die Polster und die Hände des Kindes unterscheiden, das Gesicht lag im Dunkel, wie abgekehrt von dieser Welt. Dinu war seiner Frau nachgeeilt, er wollte sie küssen. Ein Ekel faßte sie; sie schauerte unwillkürlich. Sie schrie ihm ins Gesicht: „Pfiu! Dein Kind . . .!“

„Keins mehr!“ lallte er mit Kopfnicken. „Doktor — gestern — gefagt, keins mehr!“

Sie sprang vom Stuhl; rasend bäumte sich ihr Leib, vom herabfallenden Haar umflossen, ihre Augen traten hervor. Sie ergriff wild das Kind und hielt es ihm vors Gesicht: „Sieh — da — tot!“

Er taumelte zurück. Sein eben noch trunkenen Blick wurde gläsern; noch lallte die Zunge, aber er war schon halb ernüchtert. Er sank an das Bett herab und weinte wie ein Kind.

Der Gedanke war ihm heute so einfach erschienen: er war nicht Vater mehr, die kurze Freude war vorüber; in einem Rausch würde er alles verschmerzt haben. Hier aber, hier fühlte er erst, daß er das kleine Wesen geliebt, und daß es ihm nun verloren war.

Die Zigeuner hatten jäh abgebrochen. Die Fiedel war mit einem schrillen Bogenstrich verstummt. Sie stellten sich an die offene Thür und die Fenster und sahen zu, bis das hastige Flackern des Lichtes erlosch; dann polterten sie verlegen über die Veranda und schliefen davon.

Die Erregung Anikas war gewichen. Sie war das sanfte Weib wie zuvor; sie saß auf dem Sessel in sich gefauert im Halbdunkel, denn der Mondschein streifte den Boden am Fenster, und gleichgültig hörte sie das Schluchzen Dinus. Er hatte sich auf den Knien zu ihr geschleppt, er suchte ihre Hand, um sie zu küssen. „Schon gut, schon gut,“ sagte sie ungeduldig und wischte sich die Hand am Kleide; ihr ekelte.

„Anika,“ stammelte er, „es soll alles anders — anders werden . . .“

„Schon gut, schon gut.“

„Anders — ganz anders, hörst Du . . .?“

„Schon gut!“

Warum war er ihr jetzt auf einmal so gleichgültig, nein, so widerlich geworden. Sie vermochte sich keine Rechenschaft zu geben. Und früher hatte sie ihn so sehr geliebt, trotz seines Lasters geliebt — so sehr! — Warum sah sie jetzt so scharf in die Zukunft? Ja, er würde sie weit bringen. Schon begann der Hausrat auseinander zu gehen. Sie sah sich im Geiste als eines jener schmutzigen Weiber, die mit ungekämmttem Haar und zerrissenem Kopftuch von dem einen Nachbar zum andern laufen, um einen halben Franken sich zu leihen — überall eine Atmosphäre von Viederlichkeit, Klatsch und Verachtung hinter sich lassend . . . Zwei Monate lang hatte er sich ordentlich gehalten, dem Kinde zuliebe, dann war er wieder abgefallen . . . Nein, lieber den Tod, als ein solches Leben. . . . Wie hätte sie anderes von ihm erwarten können . . . Von . . . diesem . . .

Sie schüttelte sich vor Grauen. Ruffandra fiel ihr ein; ja, sie wird mit Ruffandra arbeiten.

Jetzt lag er wieder vor dem Bett, weinte und schlief plötzlich ein, in langen Zügen schnarchend wie ein Betrunkener.

Sie wollte lieber eine Stufe in der Gesellschaft hinuntersteigen und ordentlich bleiben, als so sinken, sinken . . . ins Verächtliche. Ihr Entschluß war gefaßt. Sie sprang auf und eilte der Thür zu. Zu Ruffandra! Sie wollten zusammen arbeiten wie Schwestern.

Plötzlich blieb sie stehen. Fünf Jahre voll Leid und Freud' und Erwartungen lagen in diesem Stübchen, alle die lebendigen Wünsche und Gedanken einer jungen Frau, für welche die Ehe ein ganz neues Dasein eröffnet hat.

Und dort, jenes, im Bett! Durfte sie es verlassen, eh es ganz, ganz von dieser Erde genommen war. Sie trat im Halbdunkel auf das Kind zu und liebte es. „Halte mich nicht zurück, Herz,“ rief sie unter Thränen, „denn morgen ist es zu spät, morgen bin ich vielleicht wieder in seiner Macht, unter der Gewalt der tausend Rücksichten und Pflichten, die mich binden werden. Laß mich gehen, toter Engel! Wir sehen uns ja einmal wieder — einmal, wenn alles, alles vorüber

ist!" Sie konnte sich nicht trennen, unaufhörlich küßte sie das Kind und schluchzte. Endlich riß sie sich los. „Es muß sein. — Bei Ruffandra bin ich sicher, sie wird mich nicht wieder zurückkehren lassen.“

Sie ordnete ihr Haar und band ein Kopftuch um. Da lag er noch immer auf den Knien, mit dem Kopf auf dem Bette und schnarchte.

Sie beugte sich hinab, und ihren Widerwillen überwindend, küßte sie ihn. Der Kuß galt den tausend Hoffnungen, die er einst erweckt, den tausend Lebenskeimen, die er zerstört.

Dann schritt sie hinaus. Silberfödlig lag der Mond auf Häusern und Wegen. Sie hörte in der Stille nur das Klappen ihrer Pantoffeln auf den nächtlichen Straßen. An der Schenke traf sie noch der langgezogene Klageschrei der Zigeuner — dann war sie verschwunden, um nimmer wieder-zukehren.

### Zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung in der neuesten Litteratur.

Von  
Dr. Richard Loewy.

Kritische Betrachtungen über geistige Strömungen unserer Zeit können zumeist in dem Gemeinplatze gipfeln, daß wir in einer Übergangsperiode leben. Denn thatsächlich zeigt unser gegenwärtiges Zeitalter fast auf allen geistigen Gebieten den Kampf noch unvermittelter Gegensätze, das Streben nach der Aufrichtung neuer und der Beseitigung der überlebten alten Ideale. Sämtliche Symptome unserer intellektuellen Bewegung deuten offenbar auf einen Fortschritt hin; aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir uns auf vielen Gebieten in einer Flutwelle befinden, welche weit über ihr Ziel hinauschießt, und daß der Ruhepunkt des nächsten Fortschrittes nicht da liegt, wo ihn die Vorkämpfer moderner Anschauungen gern finden möchten.

Es bezieht sich dies nicht zum geringsten Teil auf gewisse Bestrebungen in unserer Litteratur, welche besonders in allerneuester Zeit im Vordergrund des Interesses stehen. Ich meine hiermit nicht allein die sog. naturalistische Strömung, sondern überhaupt die ganze Richtung derer, welche der naturwissenschaftlichen Weltanschauung ihren Tribut zollen und von dem Bestreben ausgehen, die Methoden und Ergebnisse derselben auf das Gebiet poetischer Produktion zu verpflanzen.

Da gottlob unsere Dichter in ihrem Streben nach Natur noch nicht beim Tierreich angelangt sind und Affentheater noch nicht salonfähig gemacht haben, so bleibt zur Zeit noch die Darstellung des Menschen das hervorragendste Problem selbst unserer jüngsten und radikalsten Poeten. Der Mensch aber soll auch in der Kunst rein in seiner naturwissenschaftlich approbierten Erscheinung zur Darstellung kommen, und da — wie mit großer Naivität an der Spitze vieler ästhetischer Betrachtungen ausgesprochen wird — die moderne Wissenschaft die Unmöglichkeit einer Willensfreiheit dargethan hat, so soll er auch in der Dichtkunst des Scheines der Freiheit entbehren und unter dem Banne einer völligen Abhängigkeit geschildert werden. Die beiden Schlagwörter aber, in denen das Kunstprinzip unserer Zeit enthalten sein soll, sind: Vererbung und Umgebung.

In der Erscheinungswelt, deren Darstellung die Kunst anstrebt, ist nun freilich die Möglichkeit einer Willensfreiheit undenkbar. Das ist heutzutage eine so allgemein erkannte axiomatische Wahrheit, daß sie auch ohne die Kellame junger Dramatiker und Romanciers wohl ihren Platz behaupten wird. Sehen wir das Universum von dem Standpunkte der mecha-

nischen Weltanschauung als bewegte Masse, so herrscht blind das Gesetz der mechanischen Kausalität. Betrachten wir das Gebiet rein geistiger Erscheinungen, so gehen wir aus von dem Prinzip der durchgängigen Motivierung. Eine Freiheit des Willens kann es auf keinem der beiden Gebiete geben. Denn dort ist der Gehirnvorgang, welcher zur Auslösung zweckmäßiger Muskelbewegungen führt, sowohl als Wirkung rein mechanisch bedingt, wie als Ursache rein mechanisch bedingend. Und hier ist zwar eine bewußte Vorstellung das Motiv der Handlung; aber diese Vorstellung steht in der zusammenhängenden Reihe notwendiger geistiger Erscheinungen, und handelt es sich bei Vornahme einer Handlung um die Wahl zwischen verschiedenen Motiven, so trägt mit logischer Notwendigkeit dasjenige den Sieg davon, welches in diesem Zusammenhange das stärkste ist. Ein liberum arbitrium indifferentiae in dem Sinne einer von dem Übergewichte der Motive unabhängigen freien Wahl ist hier ebenso undenkbar, wie dort ein außerhalb der natürlichen Kausalität stehender Vorgang.

Wie sich die geistige und die stoffliche Welt zu einander verhalten, in welchem Prinzip sie beide ihre höhere Einheit finden, das zu erkennen, war und ist zu allen Zeiten das höchste Problem der Philosophie gewesen. Die Erkenntnis, daß geistige Vorgänge als solche aus mechanischen Ursachen logisch bedingt sind, daß wir uns begnügen müssen, wenn wir nach unendlichem Fortschritt der Wissenschaften vielleicht einmal einen durchgängigen Parallelismus beider, aber nie mehr, empirisch werden nachweisen können, diese Erkenntnis bricht sich erfreulicherweise nicht nur in der Philosophie, sondern auch bei einrichtsvolleren Naturforschern mehr und mehr Bahn. Der junge Dramatiker aber wird über diese reaktionäre Beschränktheit den Kopf schütteln, denn für ihn besteht ja gerade der Fortschritt unserer Wissenschaft und Kunst in dem Nachweis der Einwirkung des Physischen auf das Psychische.

Aber auch er wird zugeben können, daß man rein empirisch die mechanische und die geistige Welt trennen kann, und er wird zugeben müssen, daß nur diese der Gegenstand künstlerischer Darstellung ist und sein kann. Das menschliche Leben in seinem geistigen Zusammenhange, die Darstellung bewußter und denkender Subjekte, also Menschen von ihrer geistigen Seite aufgefaßt, stehen auch bei ihm noch im Vordergrund des Interesses.

Sehen wir nun handelnde und denkende Menschen im Leben oder auf der Bühne vor uns, so sind wir von vornherein überzeugt, daß ihrer geistigen Natur eine den rein mechanischen Bedingungen unterworfenen physische entspricht. Unsere Wissenschaft ist ferner in dem Nachweise des Zusammenhanges mechanischer Vorgänge viel weiter, als in dem gleichen Nachweise auf psychischem Gebiete. Und wir müssen als möglich zugeben, daß rein physische, außerhalb des organischen Zusammenhanges stehende äußere Einflüsse auf diejenigen körperlichen Funktionen, an welche sich geistige Erscheinungen knüpfen, bestimmend einwirken können. Verstimmungen des Magens, Einflüsse der Temperatur, Schnupfen oder Influenza mögen in ihrer indirekten Wirkung auf den Geist und das Handeln oft mehr Bedeutung gehabt haben, als wohlüberlegte Entschlüsse. Aber von der geistigen Seite aus betrachtet fallen sie aus dem notwendigen Zusammenhange heraus, da sie die Kette bewußter Vorgänge unterbrechen. Insofern sind sie als bloße Zufälle zu betrachten, und Zufälle sind keine rein künstlerischen Motive. Deshalb hat auch noch kein ernster Dichter den Versuch gemacht, derartiges poetisch zu verwenden.

In diesem Sinne steht auch die Erbllichkeit, von ihrer rein physischen Seite aufgefaßt, unzweifelhaft außerhalb der Kunst. Dazu gehören vor allem die mechanischen Vorgänge der Zeugung und Vererbung selbst, deren exakte Erklärung bisher noch ziemlich im argen liegt; nicht minder aber ihre rein körperlichen Begleitererscheinungen, wie Ähnlichkeit, erbliche Mißbildung und Krankheiten.

Die erbliche Krankheit nimmt nun freilich gerade in der modernsten Litteratur einen großen Raum ein. Aber auch sie

wird gewöhnlich nicht rein physisch, sondern als durch irgend eine Schuld erworben dargestellt und damit dem geistigen Zusammenhange genähert. Über den ästhetischen Wert dieser an sich krankhaften Richtung wollen wir hier nicht aburteilen. Aber man muß doch wohl zugeben, daß an sich verschuldetes Siedtum als tragische Sühne für tragische Schuld dichterisch verwendbar sein kann. Freilich würde dies die ererbte Krankheit, da sie ja nicht verschuldet und daher dem psychischen Zusammenhange fremd ist, wiederum von dem Gebiete der Dichtkunst ausschließen. Und Ibsens „Gespenster“ sind nur dann als Drama zu halten, wenn man den Schwerpunkt in die Seele der Mutter verlegt und damit einen gewissen Zusammenhang zwischen der Schuld des Vaters und dem tragischen Schicksal des Sohnes in ihrer Beziehung zu der sich in ihrem Innern abspielenden Tragödie herstellt. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß derartige in das Leben tief eingreifende Erscheinungen, wie die Vererbung von Krankheiten, auch in künstlerischen Darstellungen des Lebens eine große und sogar bestimmende Rolle spielen können. So ist auch ein Konflikt, wie er in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ dargestellt ist, zwischen der Liebe und der Überzeugung, durch die Ehe ein Geschlecht verdorbener Nachkommen in die Welt zu setzen, im Leben ebenso denkbar, wie in der Kunst dramatisch verwertbar. Unserem künstlerischen Standpunkte aber würde es mehr entsprechen, wenn ein solcher Konflikt in der Seele des Helden selbst seinen Austrag fände, und dieser nicht wie der lebenswürdige Doktrinär Loth lächelnd über das zertrümmerte Glück seiner Geliebten mit seinen geretteten Prinzipien das Weite suchte.

Das Reich der rein mechanischen Naturkausalität ist also kein Stoffgebiet für künstlerische Behandlung. Eine Kunst, die ihr Höchstes darin suchte, mit der Gehirn- und Nervenphysiologie Schritt zu halten, würde schließlich nach unendlichen Fortschritten der Wissenschaften, falls erst einmal die physischen Begleitererscheinungen intellektueller Äußerungen festgestellt sind, darin gipfeln, das Drama durch die Nebelbildvorstellungen bewegter Gehirne zu ersetzen, in der Art, wie man jetzt in wissenschaftlichen Theatern astronomische Vorgänge darstellt.

Hiermit sind wir nun so weit, um festzustellen, daß die Dichtkunst auch nach der radikalsten Auffassung den Menschen nur als geistiges Wesen zum Vorwurf nehmen kann, und daß die vermeintliche Einwirkung des Physischen auf das Psychische außerhalb ihres eigenen Gebietes liegt. Nun ist freilich der Mensch auch als geistiges Wesen frei weder für sie noch für die wissenschaftliche Psychologie; und doch wird richtig verstanden die Erkenntnis dieser Willensunfreiheit für die Kunst weder ein Hemmnis noch einen Fortschritt bedeuten.

Das Wesen der erzählenden und der dramatischen Kunst erfordert ein Geschehen, und da, wie wir sahen, das Naturgeschehen als solches außerhalb ihres Gebietes liegt, so fordert es ein Geschehen in Bezug auf Menschen, d. h. ein Handeln. Das Handeln des Menschen aber ist unfrei, auch insoweit es bewußt ist, da es durch das Übergewicht der stärksten Motive mit Notwendigkeit bestimmt wird. Dichterisch darstellbar ist nur ein Handeln, welches unter dem Geetze des geistigen ununterbrochenen Zusammenhanges zu stande kommt. Dieser geistige Zusammenhang steht wiederum unter dem Geetze der Willensunfreiheit. Aber das Bewußtsein dieser Unfreiheit ändert in unserer Anschauungsweise bezüglich des Lebens oder der Kunst auch nicht das geringste; denn wir wollen ja hier wie dort nichts anderes sehen, als bewußt und konsequent nach Motiven handelnde Menschen, in denen Motiv, Überlegung und Handlung als eine notwendige Kette intellektueller Vorgänge verlaufen. Eine andere Freiheit ist im Gebiete der Erfahrung logisch undenkbar. Und gerade in der Kunst war diese Erkenntnis zu allen Zeiten leitendes Prinzip, da ihr die Entwicklung einheitlicher Charaktere und des inneren Zusammenhanges der sich hieraus ergebenden Handlungen stets als oberstes Geetz galt. Hierin gipfelt auch das moderne Kunstprinzip, welches kritisch betrachtet auf die altbewährte Forderung

nach konsequenter Motivierung der Charaktere zusammenschrempft.

Nun gewährt aber ferner auch das Gebiet der bewußten Handlungen dem Dichter nicht in seiner ganzen Ausdehnung gleich dankbare Ausbeute. Denn prüfen wir die Quellen, aus denen Motive fließen, so finden wir zwei große Ströme, deren Wechselwirkung das ganze Gebiet bewußter menschlicher Thätigkeit erfüllt: Anlage und Umgebung. Die Umgebung wirkt als Erziehung durch Eltern, Erzieher und Erfahrung, als soziales Mittel, als Sporn und Schranke menschlichen Strebens. Ihr bringt der Mensch als Objekt und Subjekt der Wechselwirkung seine Individualität entgegen. Und diese bietet dem Analytiker wiederum zwei Seiten: eine ererbte und eine originelle. Die Vererbung charakteristischer Eigenschaften von Eltern auf Kinder ist eine Thatsache der täglichen Erfahrung; ebenso aber auch die individuelle Variation, welche jedes neugeborene Wesen in sich verkörpert.

Nun hat von jeher die große Kunst ihre Aufgabe darin erblickt, mächtige Individualitäten im Kampfe mit mächtigen Verhältnissen zu schildern. Erst in neuerer Zeit beginnt theoretisch und praktisch sich die Meinung zu behaupten, nicht die Schilderung des Individuums, sondern die Darstellung der erblichen und sozialen Abhängigkeit des Menschen, sowie der sozialen Verhältnisse ohne eigentlichen Mittelpunkt sei das Ziel der Kunst. Insbesondere bewegt sich die französische und russische Romanliteratur in dieser Richtung, welche ihren geistvollsten Ausdruck in der Bolaschen Studie: le roman expérimental gefunden hat.

(Schluß folgt.)

## „Fräulein Julie.“

Von

F. M.

Die Musik der Zukunft, vor dreißig Jahren noch ein Streitgegenstand für die Fachleute, ist heute herrschend, übrigens verdrießlich herrschend, wie ein König ohne Erben. Das Drama der Zukunft aber, welches in Deutschland wenigstens gleichzeitig mit Richard Wagners ersten Versuchen und im geistigen Zusammenhange mit ihnen angestrebt wurde, das Drama der Zukunft ist immer noch nicht erobert. Wenn mir der Naturalismus ein mittelalterliches Bild zu gute halten will, so möchte ich das Theater, und nicht nur das deutsche, mit einer Festung vergleichen, die vorläufig noch im Besitz der alten Garnison ist, aber in absehbarer Zeit von den jungen Segnern genommen werden wird. Wir wollen herzlich jubeln, wenn der unbekante Dichter der Zukunft die Mauer erstiegen und seine Fahne auf die Zinne aufgepflanzt haben wird; denn wir sehnen uns nach einem großen dramatischen Dichter. Aber das darf uns nicht über die Thatsache täuschen, daß die Zinne noch nicht erstiegen ist. Auf der Mauer stehen die Verteidiger des alten: tüchtige alte Krieger und Soldknechte, Kaufleute und Direktoren, Männer und Weiber, und überschütten jeden Angreifer je nach ihrer Waffe mit siedendem Öl und geschmolzenem Silber, mit gezimmerten Balken, mit Steinen und Unrat. Das stört die kampflustigen Eroberer nicht, in deren Reihen es noch nicht viele Söldner giebt. Der Lohn ist zu gering. Die junge Mannschaft also schreitet tapfer zum Sturm, legt Leitern an, wirft den Schild von sich und klettert mit Todesverachtung empor. Da giebt es nun begeisterte Zuschauer, welche von der guten Sache überzeugt, jedesmal „Victoria“ rufen, sobald ein Genosse die ersten Sprossen überschritten und die ersten Wurfgeschosse der Verteidiger von sich abgeschüttelt hat. Wie glücklich wären wir, wenn das Victoria-Schreien auch jedesmal einen Sieg bedeutete hätte. Statt eines großen Dramatikers hätten wir deren schon ein Duzend, und für das zwanzigste Jahrhundert wäre ausgeorgt. Aber in Wirklichkeit stürzt einer nach dem andern von der Leiter wieder herunter, und die besten Männer, wie Ibsen, sind

weniger Stürmer als Strategen gewesen und hoffen die Feste durch weise Berechnungen zu gewinnen. Der kühne Handstreich, der nicht nur die alte Garnison niedermiwirft, sondern auch das Volk unter die neue Herrschaft zwingt, ist noch nicht gelungen. Doch ich denke, das Bild ist müde; lassen wir es ruhen.

Einer der hitzigsten Dramatiker aus der neuen cynischen Schule ist der Schwede Strindberg. Er ist so modern, so durch und durch „Decadence“, daß er an Feinheit der Einzelbeobachtung selbst Ibsen und Zola hinter sich läßt. Wenn er die Natur belauscht, hört er das Gras wachsen, und wenn er die Triebfedern menschlicher oder unmenschlicher Handlungen erforscht, möchte man mitunter glauben, daß die Ströme der fremden Gehirnmassen Telephonleitungen zu seinen Nerven haben. Diese Eigenschaften haben ihm in seiner Heimat schnell eine Gemeinde geschaffen, und auch unter uns hat er bereits Bewunderer, welche in ihm wieder einmal den Messias des Dramas erblicken. Sein „naturalistisches Trauerspiel Fräulein Julie“ wird darum in den nächsten Wochen in allen kunstfreundlichen Kreisen lebhaft besprochen werden, und auch wir wollen uns damit beschäftigen, weil es ja doch fürs erste von den gebundenen Bühnen ebenso gut wie von den ungebundenen fern bleiben dürfte.“ Wäre die „Freie Bühne“, was den Begründern wohl als Ideal vorschwebte, wirklich ein Verein von lauter wißbegierigen Kunstfreunden, welche mit einem gewissen Forscherstolz die Wirkung kühner Versuche an sich anstellen wollen, dann wäre ohne Frage mit „Fräulein Julie“ ein Experiment zu wagen gewesen. Ich glaube freilich, dieses würde selbst vor einem Publikum von Parteigängern mißglücken.

Was „Fräulein Julie“ für eine Zuhörerschaft der gewöhnlichen Mischung unmöglich macht, das ist allerdings nur der Stoff. „Fräulein Julie“ ist ein hysterisches Grafentöchterlein, welches sich mit dem Bedienten ihres Vaters vergift. Nach dem Falle sieht sie keine andere Rettung, als sich mit einem Kastermesser den Hals durchzuschneiden. Dieser Vorgang, der in erfreulichem Gegensatz zu der unendlichen Zustandsmelodie der jüngsten deutschen Naturalisten wenigstens ein wirklichen Vorgang ist, wird in theater-technischer Beziehung vortrefflich dargestellt. Das Stück, welches sich eigentlich in drei Akte gliedert, aber ohne Zwischenvorhang in einem Zuge heruntergespielt werden soll, hat nicht mehr Personen als ein französisches Proverbe. Außer Fräulein Julie und dem Bedienten spielt nur noch eine Köchin mit. Der Schauplatz ist die Küche des gräflichen Schlosses. In diesem Raume vollzieht sich ohne allzu gewaltthätigen Zwang die ganze Geschichte. Die Charaktere sind freilich gar sehr konstruiert, und nicht jedermann wird dem Verfasser zugestehen, daß diese Figuren leben; glaubt man aber daran, oder geht man auch nur auf die Fiktion ein, so entwickeln sich die einzelnen Momente ganz folgerichtig, und die feinsten Züge in der Zeichnung, namentlich des Bedienten, halten das Interesse des Lesers wach. Noch mehr konstruiert als die Gestalten ist ihre Sprache. Und hier passiert Strindberg etwas Menschliches. Der Bediente soll nach seiner Absicht allerlei gebildete Phrasen aufgeschnappt haben, damit die Verirrung der jungen Komtesse (in Deutschland heißt eine Grafentochter nirgends „Fräulein“ Julie) begreiflicher würde. Das teilt uns Jean nicht nur immer aufs neue mit, sondern er fällt mitunter so sehr aus der Rolle, daß er geradezu selbständig geistreich wird. Das thut ein konsequenter Naturalist mit seinen Gestalten nicht. Trotzdem ist Jean in seiner Roheit und Feigheit vorzüglich getroffen und wird uns ganz gewiß als Nebenfigur bei nachahmenden Dichtern oft wieder begegnen. Freilich widerspricht er ein wenig den Theorien, welche Strindberg in einem Vorworte entwickelt hat. Es heißt da: „Ich glaube nicht an einfache Theatercharaktere. Und gegen das summarische Urtheil der Verfasser über die Menschen: der ist dumm, der ist brutal, der ist eifersüchtig, der ist geizig u. s. w. sollte von den Naturalisten Einspruch erhoben werden, welche wissen,

\* Fräulein Julie. Naturalistisches Trauerspiel von A. Strindberg. Aus dem Schwedischen von E. Brausewetter. (Leipzig, Pöhlmann-Verlag.)

wie reich der Seelenkomplex ist, und welche verstehen, daß das Laster eine Rückseite hat, welche sehr stark der Tugend ähnelt.“ Was an diesen Bemerkungen wahr ist, das ist fester Besitz unserer höheren Dramatik seit Otto Ludwig; und ganz falsch ist die Lehre von den einfachen Theatercharakteren doch auch wieder nicht. Jean z. B. ist ein feiger Schuft, ganz einfach; und da Schufte gewöhnlich auch feige sind, so wird die Formel für ihn noch bündiger. Gewiß muß die Bühne von der alten Charakteristik des Typus zu der des Individuums fortschreiten; aber auch das Individuum wird für das Drama immer nur dann fruchtbar sein, wenn es verhältnismäßig einfach in seinen Motiven ist. Rembrandt, der uns neuerdings als Erzieher angepriesen wird, kann uns wenigstens das eine lehren, wie die Individualität eines Menschen auch bei ganz einseitiger Beleuchtung sichtbar werden kann.

Der Bediente Jean ist ein solches sehenswertes Individuum. Die Hauptfigur des Stückes aber, mit deren Glaubhaftigkeit alles steht und fällt, die Komtesse Julie, ist mir als Individualität nicht interessant, und wenn sie auch zehnmal in Wirklichkeit leben sollte. Und was auch immer Strindberg in seinem Vorworte behaupten mag: wie symbolisch seine Heldin sei, und wie schlau er die ganze Geschichte motiviert habe; Komtesse Julie ist und bleibt eine Ausnahme und ist mir darum uninteressant, wie jede Ausnahme, und jede Kuriosität. Die Kunst suche ich weder bei den Absonderlichkeiten von Castans Panoptikum, noch auch bei den idealen Forderungen des anderen Kastan, sondern bei der realistischen Wiedergabe des typischen Menschen, der aber freilich der künstlerischen Wiedergabe durch seinen geistigen Reichthum wert sein muß.

Scheint mir nun „Fräulein Julie“ deshalb mißlungen, weil es eine Kuriosität ist, so sündigt der Dichter ganz gewiß noch viel schlimmer als Ibsen in der Anspielung auf wissenschaftliche Errungenschaften der letzten Zeit. Es mag dahingestellt bleiben, ob Vererbung und Suggestion wirklich so unbestrittene Thatfachen sind, wie die Halbgebildeten es auf Treu und Glauben hinnimmt, jedenfalls haben diese Erscheinungen, wie immer man sie erklären mag, schon ewige Zeiten vor ihrer Entdeckung im Menschenleben ihre Rolle gespielt. In Shakespeare, der alles weiß, findet sich auch Vererbung und Suggestion. Nun mögen unsere dichtenden Zeitgenossen immerhin aus physiologischen Büchern lernen, was Shakespeare mit Augen sah, mögen sie immerhin Fälle von Vererbung und Suggestion auf der Bühne häufen, es wird einst eine literarische Mode gewesen sein wie andere; aber reden sollen sie um Gottes willen nicht unaufhörlich von ihrer neuen Schulweisheit. Sie ist noch unverdaut; und selbst zweifellose wissenschaftliche Wahrheiten sind für die Kunst nicht so rasch zu verwerten. Seit einigen hundert Jahren weiß man, daß die Sonne nicht aufgeht, daß es vielmehr die Erde ist, die sich dreht. Und doch hat der größte Künstler, der Geist der Sprache, bis heute keinen Ersatz geschaffen für den alten schönen Schein: „Die Sonne geht auf.“

Mit alledem möchte ich nur der drohenden Überschätzung Strindbergs entgegenreten. Ubrigens steckt in seinem Stücke mehr Geist, mehr Kunst und mehr Gegenwart, als in sämtlichen Dramen, welche von der alten Garnison der Festung seit dreißig Jahren geschrieben und verteidigt worden sind.

## Kleine Kritik.

An seinem letzten Novitätenabend am vorigen Sonnabend brachte das Berliner Theater drei Einakter, die gewählt waren, um Hedwig Niemann Gelegenheit zu drei köstlichen Leistungen zu geben, und zufällig das eine gemeinsam haben, daß sie alle das Ehestandsthema variieren. In dem alten Scribelen „Weg durchs Fenster“ geschieht dies in betamter äußerlicher Manier, aber mit anmutigem Bühnengeschick. Anspruchsvoller tritt das einaktige Schauspiel „A tempo“ auf,

welches N. Nathanson aus dem Italienischen des Enrico Montecorboli überjert hat. Anfangs scheint es, als ob der Autor gegen die Härte des Gesetzes auftreten will, welches dem geschiedenen Gatten gestattet, in einem bestimmten Lebensalter sein Kind der Mutter zu entziehen, dann aber löst das ganz undramatisch aufgebaute Stückchen sich in breite, triviale Nüchternheit auf. Weit geistvoller und gedankenreicher ist Paillerons Lustspiel „Gewitterstauer“, das stark skeptisch in der Liebe nur einen Sinnesstammel erblickt und der hintergangenen Gattin Resignation predigt — „die galanten Ehemänner kommen schließlich noch dazu, der eigenen Gattin den Hof zu machen.“ Das mit sehr viel Wit und Laune geschriebene Lustspiel mit seiner recht originell eingeleiteten Handlung verliert gegen den Schluß hin an Wirkung durch Längen und Wiederholungen.

#### Luthers Werke für das christliche Haus. (Braunschweig, C. A. Schwetsche u. Sohn, 1890.)

Die verdienstvolle Ausgabe ist bis zum sechsten Hefte vorgeritten, welches Luthers wichtige Schrift „Von den Konzilien und Kirchen“ enthält. Was Luther da vor 350 Jahren veröffentlicht hat, ist nicht nur von historischem Interesse. Die Achtung vor der Schule und den Schulmeistern, welche Luther damals gefühlt und ausgesprochen hat, könnte auch heute noch den geistlichen Herren beider Konfessionen zum Muster dienen. Der erste Band der reformatorischen Schriften liegt bereits abgeschlossen vor.

#### Versuch einer Schiller'schen Ästhetik. Studie von Gust. Zimmermann. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Eine sehr sorgfältige Arbeit, die aus sehr intimen Studien Schillers hervorgegangen ist. Eine Zusammenstellung seiner ästhetischen Grundansichten ist heute um so wertvoller, als gerade an Schiller wieder sehr viel angeknüpft wird, sei's daß man gerade seine Ästhetik bekämpft, sei's daß man sich aus ihm ein ideal-realistisches Kunstgebäude aufbaut. Schiller reformiert, was man bisher von der Kunst gefordert und über sie gedacht hat; er ist der stärkste Ausdruck des idealistischen Zeitalters, das für Deutschland nun anfängt Vergangenheit zu werden. Man wird sich also gerade mit ihm um so vertrauter zu machen haben, wo man moderne Ästhetiken aufführt. Was sehr viele heute nämlich als funkel-nagelneuestes Dogma des Realismus aufstellen, ist entweder von Schiller schon besser formuliert und schöner gesagt oder sogar schon widerlegt worden. — Die Schrift sei also allen zum Studium empfohlen, die sich mit einer vergangenen Epoche ästhetisch auseinandersetzen möchten.

L. B.

#### Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck. (Leipzig, 1890), Kenger'sche Buchhandlung.)

Wenn Fürst Bismarck als Reichkanzler gestorben wäre, so hätte es gewiß nicht an einer Flut von Broschüren gefehlt, in denen Spekulation, Pietät oder einfach Schreibseligkeit sich zum Worte meldeten. Nun, da Fürst Bismarck gegangen und demnach lebendig geblieben ist, sehr lebendig sogar, ist die Hochflut der kleinen Bismarckliteratur begreiflicherweise noch höher gestiegen. Das vorliegende Lieferungswerk zeichnet sich dadurch aus, daß es offenbar für eine andere Ewentualität von langer Hand vorbereitet war. Die Einleitung verrät, daß der anonyme Herausgeber eine maßvolle Bewunderung Bismarck's mit guten historischen Kenntnissen verbindet.

—r.

Die Feier von **Theodor Fontane's** siebenzigstem Geburtstage hat unter anderem auch die Veranstaltung einer Gesamtausgabe von des Dichters gesammelten Romanen und Erzählungen gezeitigt. L'Adultera, die Berliner Geschichte, mit welcher Fontane seine neue Ära begann und wo er die naturalistische Kechheit so weit trieb, daß man auf seine Modelle mit den Fingern weisen konnte, bildet den Inhalt der ersten vier Hefte. Die fünfte Lieferung bringt den Beginn von „Ellernklipp.“ Fontane gehört zu den Dichtern, deren Erfolg nicht über Nacht gekommen ist. Etwas später, aber nicht zu spät hat sich die Gemeinde gebildet, welche ihn als einen unserer Ersten verehrt, und welche in langsamem Wachstum den Ruhm des jugendlichen alten Herrn von Nord nach Süden weiter-

trägt. Der Fontane-Gemeinde ist es zu verdanken, daß eine Gesamtausgabe ihres Dichters möglich wurde; aber die Gesamtausgabe wird sich dankbar erweisen und der Gemeinde ebenso viele Mitglieder als Leser zuführen.

—r.

#### Die Unbesteckte. Eine nicht konventionelle Geschichte von Heinrich Landsberger. (Berlin, 1890, Hugo Steinig, Verlag.)

Um die Weihnachtszeit erscheinen in großstädtischen Blättern häufig anmutige Feuilletons unter dem Titel Streifereien oder Wanderungen oder Plaudereien; der Leser erfährt etwas von grünen Weihnachten und weisen Dornen, von der Herrlichkeit des Christabends und der Freude am Wohlthun, und glaubt es mit einem gemüthlichen Feinddichter zu thun zu haben, bis plötzlich fett gedruckt mitten in der Feuilleton-Poesie die genaue Firma zu lesen ist, bei welcher Winterkröte oder Nähmaschinen oder Weihnachtstüchen zu haben sind. Das Gemüth des Dichters ist für die Reklame thätig gewesen. An diese Wanderungen erinnert in künstlerischer Hinsicht die Gattung von Erzählungen, der „Die Unbesteckte“ von Heinrich Landsberger zugehört. Die frei erfundene, übrigens mehr frei als gut erfundene Geschichte wimmelt von bekannnten Strafen- und Personennamen und hebt gleich in dem Atelier eines berühmten Malers an. So wird der Schein eines natürlichen Lebens erzeugt, trotzdem die handelnden Personen selbst nicht lebendig gezeichnet sind. Der Titel soll wohl gelangweilte Reisende veranlassen, das Buch beim fliegenden Buchhändler des Bahnhofes zu kaufen; es wäre aber ein schlecht angelegtes Geld. Der Verfasser will durch seine kleine Liebesgeschichte nur lehren, daß Hebbels Tischlermeister unrecht habe und mancher Mann doch darüber hinwegkömme.

—r.

#### Die Numidierin. Novelle aus dem altrömischen Afrika. Von Ernst Eckstein. (Leipzig, Reizner.)

Sie würde sich mit den vergifteten numidischen Pfeilen töten, hatten wir geglaubt, aber sie stürzt sich in den Abgrund. Das hatten wir nicht erwartet; im übrigen aber kam man nach den ersten fünfviertel Kapiteln die Entwicklung dieser altrömisch-afrikanischen Novelle vorauszusagen. Aulus Pacuvius, ein „Kaufherr“ in Colla, erhält in dem ligurischen Kaufherrn Livius Tabianus eine gefährliche Konkurrenz. Beide besitzen Purpurfärbereien. In des Tabianus Tochter verliebt sich Aulus, seine Konkurrenz aber will er bekämpfen — aus „erlauchtem Sturzsim.“ Er geht deshalb — auch von einer Kommanditgesellschaft auf Aktien droht ihm Konkurrenz — nach Nepte, um bei der tritonischen Welle „am Kohstoff ein Viertel, wenn nicht ein Drittel“ zu sparen. Natürlich wird er dort von Mäubern angefallen und verwundet, von der Numidierin aber gerettet. Das Weitere kennt man — die Numidierin muß der Römerin weichen, Edelmut, opferwilliger Tod, Abgrund.

Das ist alles so wie stets in Eckstein'schen und anderen Novellen, nur daß hier die Einzelheiten der Darstellung oft von überraschender Ungefehllichkeit sind. Der Verfasser will zeigen, wie sehr ihm die römische Kultur jener Zeit in ihren Einzelheiten geklärt ist, und deshalb müssen seine Personen reden, wie Reporter schreiben. Sie sprechen, wie wenn ich zu ihrem Schöpfer sagen wollte: „Komm in mein hochragendes, gen Süden gelegenes Arbeitszimmer mit dem festgefügteten Kuchbaum-Schreibtisch und den aus nußbaumartig gebeiztem Eichenholz wohlgezimmernten Bücherchränken, in denen deine Werke noch des Einbands harren in schmuckem Halbfranz oder schlichtbravem Kaliko oder in köstlich marmorierter Pappe.“ Selbst wenn die Numidierin, die übrigens „Kleine, schneidige Vögel“ hat, daran denkt, daß morgen ihr Liebster nicht mehr da sein wird, so muß sie betonen, daß der schöngetäfelte Arbeitsraum mit dem purpurgefärbten Thürvorhang und dem pantherfüßigen Tisch und dem polsterbelegten Sessel leer sein wird. Dadurch geht der winzigen Fabel nun auch die Lebendigkeit der Darstellung verloren, und die im übrigen recht temperamentvolle Numidierin wird eine unleidliche Bedantin, die von dem „jogennanten gütigen Jupiter“ spricht und es einmal mit Unterstützung Eckstein's fertig bringt zu sagen: „durch Bauten, deren Art ich in meiner Unwissenheit nicht näher bezeichnen kann.“ Würde ein Dichter ein modernes Landmädchen so sprechen lassen, so müßte man ihn als einen psychologischen Stümper bezeichnen — die Numidierinnen im altrömischen Afrika aber werden da wohl, da Ernst Eckstein es sagt, solch papiernen Stil gesprochen haben.

—r.